

DER MARIENBOTE

April 1959

Oster-Hymnus

Christus ist erstanden! Jubelt ihr Menschen an den Ufern der Vergänglichkeit. Euch ist bereitet der Königsweg zu Seinen Ufern. Freuet euch, die Erde trägt wieder ihr Festgewand.

Im Osterlicht sollen frohlocken die Völker und schöpfen aus den Quellen Seiner Kraft. Freuet euch, ihr Menschen, im Zeichen des Sieger-Königs. Euere gefalteten Hände reichen nun bis an den Thron der Gottheit.

Christus ist erstanden! Nun versinkt kein Weg euerer Pilgerschaft in Dunkelheit, denn darüber stehen die strahlenden Vesten des Glaubens. Nun sieht auch euere dunkelste Nacht Seinen Sonnenaufgang.

Nun trägt jede Zeit, die Er umwandelt, kostbare Frucht für Sein Reich. Wie ein "Sursum corda" durchjubelt das "Oster-Alleluja" alle Jahrtausende. Nun öffnen sich weit die hellen Tore der Heimkehr.

Christus ist erstanden! Nun ist der Reife gesegnete Zeit. Nun blüht in Seinem milden Licht der Erdkreis, nun leuchtet Sein Antlitz über unseren Leiden und unserer Tat.

Nun ist bereitet allen Völkern Sein Königsmahl unter dem Siegel der Unsterblichkeit. Nun verkünden Boten des Friedens Sein strahlendes Königtum im Weltall.

Öffne alle deine Tore dem Friedensfürsten, du friedlose Welt. Dann nimmt hinweg Seine Helle das Dunkel der Zwietracht. Dann ist in Seinem Frieden geborgen jedes Geschlecht.

Christus ist erstanden! Kommt, ihr Menschen der überschatteten Welt ,unter das Osterlicht, das euch blühen läßt zur Ewigkeit. Niemals endet die heilige Freude, die den Erdkreis durchjauchzt, und das jubelnde "Oster-Allelnja." Amen!

Otto Schmidt-Genehr

"Ostern sei uns allen ein Tag des Jubels und der Freude ohne Ende. Haben wir doch heute die Verheissung vollkommener Herrlichkeit erlangt. Und darum jubeln wir unserem Herrn, dem Sieger über Leben und Tod, entgegen und singen mit dem Psalmisten: Das ist der Tag, den gemacht hat der Herr, der Urheber unseres Heiles, der Erlösung und des ewigen Lebens, Jesus Christus, unser Herr, welcher ist König der Könige, Herr der Herrscher; ohne Anfang und ohne Ende herrscht Er als König mit dem Vater und dem Heiligen Geist, jetzt und immer, bis in die Ewigkeit der Zeitenräume!"

H. Franke

Die Gnade dieses Osterbetens und Osterglaubens wünscht allen Lesern

– Der Marienbote

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

27. Jahrgang April 1959, Battleford, Sask. No. 7

Osterglauben

Christus ist erstanden! Jubelnd verkünden es die Osterglocken den Frühlingslüften, den Tieren der Wälder und den Gräsern der Felder. Und leise pocht die Gnade der Ostern auch ans Menschenherz: Der Tod ist besiegt, das Leben ist da!

Der Tod. Was konnte er bis jetzt der Schöpfung Gottes anhaben? Seit Jahrtausenden weckt die Natur immer wieder neues Leben. Seit Jahrtausenden wird dieses Leben vom Tode getroffen, und dennoch bleibt es ewig unbesiegbar. Seit Jahrtausenden wirkt der Tod in der Schöpfung, alles vernichtend, und doch keinen Sieg davontragend. Immer wieder wird es Frühling und Ostern.

Tod, wo ist dein Sieg? Froh klingt diese Frage, wenn wir zur Zeit des grünenden, blühenden, singenden Frühlings hinausschauen in die sonnenübergossene Schöpfung.

Bitter klingt sie, wenn wir unsere Blicke dem Leben der Menschen zuwenden. Dem Leben der Menschen, das ungeachtet des neuen Frühlings und ungeachtet der neuen Sonne weiter stöhnt unter Kreuzen und weiter sich schleppt, ungewissen Zielen zu. Und alle, an die wir während der Fastenzeit gedacht, sind da: Kreuziger, Kreuzträger, und auch die Zuschauer am Rande der Straßen.

Und auch Christus ist da, der Auferstandene, gezeichnet mit fünf Wundmalen, umstrahlt von der Glorie Seiner Gottheit, umschleiert dem Menschenauge in den Geheimnissen Seines allmächtigen Wissens und Wirkens unter uns. Er weiß, Er allein ,wohin der Weg der heutigen Menschheit führt, wie dieser Weg einst enden wird. Und Er allein weiß auch, wie Seine Hilfe täglich bei den Menschen ist, obwohl kaum jemand an sie glaubt. Jene Hilfe, die doch da ist, trotz Tränen und Flüche und allem Gespötte der Menschen. Eine Hilfe, die geschenkt wird täglich nach den Arten und Maßen einer Weisheit, die anders ist als unsere.

Hunger, Haß, Versklavung, satte Trägheit, tyrannische Macht und all die anderen kaum zu zählenden Ungeister menschlicher Verwirrungen toben überall um uns herum und treiben ihr grausames Spiel mit den Menschen. Und Hoffnungslosigkeit scheint die Geschichte durchseelender Satan zu sein.

Aber auch Gott ist da, der allwissende Vater, der erlösende Sohn, der geheimnisvoll alles durchhauchende Heilige Geist. Verhüllt ist Er uns, der Dreieinige Gott, in allen Dunkelheiten des Glaubens. Und doch macht Er sich fühlbar jenen, die Ihn suchen, die Ihn rufen. Und deren Zahl ist groß.

Die Finsternis menschlicher Verwirrung ist da. Doch auch das Glauben lebt immer noch, in viel mehr Geistern als wir ahnen. Auch das Glauben wirkt in seiner ihm eigenen Weise, hier still und fromm, dort tränenreich und aus den Tiefen erschauernder Kreuze, ein jedes Kreuz uns Heutigen zur Scham. Zur Scham selbstverständlich, die nicht jeder empfindet, die nicht jeden mit Kümmernis erfüllt, die viele einfach lassen wie sie ist — weil sie nicht anders werden wollen als sie sind. Das müßten sie nämlich tun, wenn sie den Bruder unterm Kreuz wirklich helfen, wenn sie diese Scham wirklich wegräumen wollten.

Es kann sich der Mensch eben nicht selbst erlösen, weder von Eisernen Vorhängen noch von allem, was man hüben und drüben an solchen Vorhängen baut und schmiedet. Es kann der Mensch reden. Zur wirklichen Erlösung fehlt ihm die Kraft der Weisheit und des Könnens. Zur Erlösung zur Klarheit des Wortes, zur Klarheit des Glaubens wenigstens an Menschlichkeit, zur Klarheit des Wollens ohne Lug und Trug, fehlt ihm glattweg alles. Wir sehen es ja: Alles ist wie auf den Kopf gestellt, und jeder ist wie vor den Kopf geschlagen, wenn er seines Gegners Reden hört und auch nur halbwegs sieht, womit sein Gegner droht.

Fremde Sprachen kann man erlernen. Fremdes Denken und fremdes Wollen auch nur zu verstehen, scheint der Mensch nicht geeignet zu sein. Selbst die vielen Proklamationen der Humanitarier jeglicher Form, der Vorkämpfer für Menschlichkeit, haben da nicht geholfen. Weder ihre Reden, noch ihre Bücher, Kunst Erziehungsideale, noch auch ihre politischen und internationalen Programme. Nichts hat geholfen. Immer wieder wird es unmenschlich unter uns.

Noch nie hat sich der Mensch selbst erlösen können, nie wird er so etwas fertig bringen. Und doch sind wir nicht zum ewigen Hunger verdammt, auch nicht zum ewigen Zuschauen, wie andere satt sich essen. Es gibt eine Erlösung, und jedes Unheil ist heilbar. Es ist heilbar, weil es eine andere Menschlichkeit gibt, eine einzigartige Menschheit, die einstens in der Person des Gottessohnes bis zum Sterben am Kreuze hing, die dann wieder auferstand von allen Toten in der Macht ewigen Lebens. Eines Lebens, das Er hat, das Er selbst ist, und das Er anderen zu geben alle Gewalt hat.

Und Er, der Erlöser Jesus Christus, gibt dieses Leben auch mit vollen Händen allen jenen, die es wollen. Es ist das jedoch ein Leben, das der Mensch nicht will. Wenigstens nicht für das irdische Dasein will er es. Es führt nämlich nicht zu den reichen Tischen der Erde, dafür aber zu schmerzreichen Kreuzen. Zu Kreuzen jedoch, die weit menschlicher sind, ja, die das einzige Menschliche sind, das getan werden muß: die schmerzhafte Kreuzigung menschlicher Eigensucht.

Die schmerzhafte Kreuzigung menschlicher Selbstsucht. Das ist eine recht einfache Formel, eine recht einfache Philosophie. Die Bibel sagt, daß man hier auf Erden so etwas einfach "Torheit" nennt. Dummheit und Mangel an Weltkenntnis einfältiger Leute. Dinge, mit denen man sich erst gar nicht zu befassen brauche.

Selbst der Kluge wird jedoch zugeben müssen, daß wir hier auf Erden immer zwischen zwei Kreuzen zu wählen haben. Entweder das Kreuz der Selbstbezwingung oder das Kreuz der Unterzwingung anderer. Und wie dieses zweite Kreuz aussieht, wissen wir nur zu gut. Auch wissen wir, daß da nur etwas in der "hohen Politik" fehlzuschlagen brauche, und dieses Kreuz ist da, auch auf unseren Schultern und über den Trümmern unserer zerschlagenen Häuser und Städte, unserer Kulturen und hochstolzen Pläne.

Es wird dieses Kreuz heute von vielen geschleppt. Von Millionen. Es behauptet das Christentum, das andere Kreuz, die freigewählte Selbstbezwingung mit Hilfe der Er-

lösungsgnade, die Unterzwingung des eigenen Ich unter das Gebot des Herrn, sei unsere Erlösung.

Daß dieses Kreuz dem Einzelnen hilft, frei zu werden vom Zwang des Bösen der eigenen Selbstsucht, kann jeder an sich selbst erfahren, der es auf sich nimmt. Daß dieses Kreuz auch von jedem unmenschlichen Zwang Erlösung bringt, von jedem Zwang, den andere uns auferlegen, jene, die die Macht dazu haben, geht über unser Wissen hinaus. Hier stehen wir an den Schwellen des Glaubens — und wir glauben auch! Es steht das Gotteswort geschrieben: "So hoch der Himmel steht über der Erde, stehen Meine Wege über den euren und Meine Gedanken über den euren. Es kehrt nicht erfolglos Mein Wort zu Mir zurück, vielmehr wirkt es, was immer Ich wünsche, und vollbringt es, wozu Ich es sende" (Is. 55:9,11).

Bis in den Himmel hinein, bis in Gott hinein, können wir nicht denken. Wir können nur glauben. Mit eigenen Augen sehen wir, wie Gottes Wege gehen: immer die Wege der Menschen entlang, deren freien Willen Gott nicht aufheben wird. Immer wieder diese Wege entlang — als Kreuzweg mit vielem unschuldigen Leiden und Sterben unter der Faust des Bösen, mit vielem unfaßbaren Auferstehen aber auch durch das Heilige. In einem Licht, unzugänglich den Menschen, lebt Gott (1. Tim. 6:16). In der Macht dieses Lichtes, unzugänglich den Gedanken der Menschen, wirkt Er auch unter uns. Er, Christus, der Gott der Ostern.

"Kinder Gottes sind wir und Erben Gottes. Nur müssen wir mit Ihm auch leiden, um mit Ihm verherrlicht zu werden. Denn auf Hoffnung hin wurden wir gerettet. Nun ist eine Hoffnung, die man sieht, keine Hoffnung mehr. Wie könnte man noch hoffen, was man schon sieht. Doch hoffen wir auf das, was wir nicht sehen, dann müssen wir eben in Geduld warten. Wir seufzen in unserem Innern in der Erwartung der Erlösung unseres Leibes. Doch der (Heilige) Geist nimmt unserer Schwachheit sich an" (Röm. 8).

Darum glauben wir an die Macht der erlösenden Ostern, und unser Hoffen ruht in Gott. Wie immer Er walten mag mit uns, Seinen Menschen: "Weder Tod noch Leben, nicht Engel und nicht Herrschaften, nicht Gegenwärtiges noch Kommendes, nicht Mächte, nicht Höhe noch Tiefe oder sonst ein anderes Geschöpf wird uns scheiden können von der Liebe Gottes, die da ist in Christus Jesus, unserem Herrn." (Röm. 8).

Allen unseren Lesern die Ostergnade des Glaubens, des Hoffens und der Liebe zu Gott!

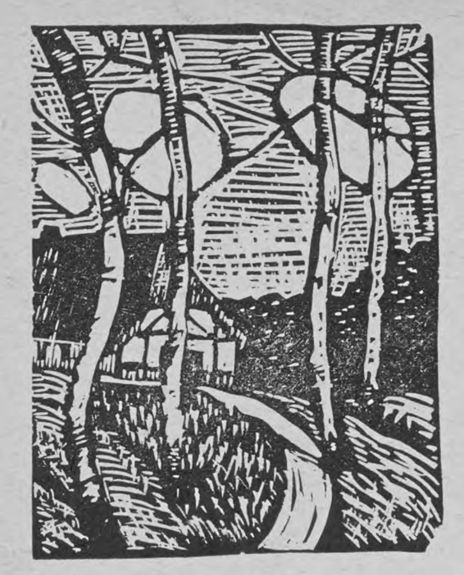
– Der Schriftleiter

Herr, verhärte unsere Herzen nicht,
Laß sie strömen wie der Blüte Duft,
Die den Falter in den Lüften ruft,
Und in Liebe strahlen froh und licht.
Wie Geschwister zärtlich im Verstehen
Sammeln sich um eines Vaters Tisch,
Miteinander teilen Brot und Fisch,
Wollen wir uns eins und einig sein.
Jeder seiner Schwäche selbst bewußt
Ach, wer sollte so vermessen sein
Sich zu bücken nach dem ersten Stein,
Statt zu schlagen an die eig'ne Brust!
Gib uns Augen, Herr, für jede Not,
Daß wir werden wie der Samaritan,
Der dem Fremdesten noch wohl getan.
Dafür stehen wir in deinem Brot
Und in deiner Gnade wie im Licht, —
Herr, verhärte unsere Herzen nicht.

Peer

O Herr, wir dienen deinem Namen
Als Knechte Gottes bis ans Ende.
Du bist der Anfang und das Amen
Im Werk des Geistes und der Hände.
Die Freiheit, die du uns gelassen,
Soll deine Ehre nie gefährden,
Nie wollen wir die Zeit verprassen,
Wie Weltbetörte uns gebärden.
Wir wollen beispielhaft uns zügeln.
Sie sollen spüren, was uns adelt,
Was Kraft uns gibt zum Überflügeln
Des Niedern, das du oft getadelt.
Gib unserem Wollen das Gelingen,
O Herr, daß wir als deine Knechte
Mit Geist und Händen stets vollbringen
Das Himmelswürdige und Rechte.

Peer



Die roten Eier des Berghiesel

Eine Ostergeschichte

von Franz Schröghamer-Heimdal

Rot ist die Farbe der Freude und Liebe, die ja beide aus einer Wurzel sprießen. Dieser Sachverhalt wird besonders deutlich zur österlichen Zeit, in der sogar die Hühner vor Freude über die Auferstehung des Todbezwingers und Lebenssiegers rote Eier legen, wie es damals vor siebzig Jahren in unsern Walddörfern allgemein hieß. Wir Kinder vor allem glaubten baumfest an diese Tatsache, obwohl wir alljährlich Zeuge wurden, wie die Mutter die weißen Hühnereier mit Zwiebelschalen oder im Farbentiegel rot färbte. Wie groß war erst unsere Freude, wenn wir zum Osterfest mit roten Eiern beschenkt wurden. Sie waren auch die Liebesboten und Freudenbringer zwischen den Großen, den Vettern und Basen, den Tauf- und Firmpaten, den Nachbarn und Dienstboten.

Ein Ostern ohne rote Eier war einfach undenkbar. Für uns Kinder waren sie der Inbegriff echter Lebensfreude.

Eines Morgens in der Osterwoche saß ich als kleiner Bub vor dem Stubenfenster und schaute über den Eibenberg hin, weil ich dort ein seltsames Mannsbild daherpilgern sah wie einen Altvater aus der Vorzeit.

Angetan war der seltsame Wanderer mit einem langen blauen Mantel, dessen Schöß fast den Boden streiften, mit einer hirschledernen Bundhose, weißen Wadenstrümpfen und Schnallenschuhen, eine Tracht, wie sie vielleicht im Dreißigjährigen Krieg üblich war, aber heute von niemand mehr getragen wurde. Auf dem Haupte trug er eine fuchsrote Pelzhaube, unter der seine buschigen Augenbrauen hervorlugten. Unter die linke Schulter hatte er einen altväterlichen Regenschirm geklemmt. Mit der Rechten schwang er einen Hackelstecken aus zähem Kronwittholz, daß der Gassenstaub aufstob.

Als ich die Mutter fragte, wer dieses seltsame Mannsbild wäre, gab sie mir freudig Bescheid: “O mein, wer wird's denn sein? Der Berghiesel ist's von der Wolfau. Der macht halt wieder seine Osterfahrt zum auferstandenen Heiland in unsere Kirchdorfer Kirche. Dort steht nämlich über dem Tabernakel ein Standbild Unseres Lieben Herrn mit der Siegesfahne, ein großartiges, uraltes Kunstwerk, zu dem der Berghiesel eine wahre Herzensneigung gefaßt hat, weil es in keiner Kirche weitum einen schöneren Auferstandenen gibt. Da kniet er sich hin vor den Todbezwinger und Lebenssieger, dankt ihm aus Herzensgrund für die unaussprechliche Gnade unserer Erlösung und freut sich über alle Maßen über den Triumph des auferstandenen Herrn.

Ja der Berghiesel, das ist noch ein wahrer Christ, der weiß, was sich gehört, nämlich ein heißer Herzensdank für die Großtaten des lieben Gottes. Der lebt noch aus dem Glauben, wie wir alle sollten. Der wird gewiß selber einmal mit seiner Siegesfahne auferstehen zum ewigen Leben und den lieben Herrn in alle Ewigkeit loben und preisen, wie er es auf Erden schon auf seinen Osterfahrten zum Auferstandenen getan hat und immer noch tut. Wird das einmal eine Freude sein und ein Jubel im Himmel des lieben Herrn und Heilandes.”

Da der Berghiesel eben unser Haus erreicht hatte, ging ich hinaus, um mir den seltsamen Pilgersmann aus der Nähe anzuschauen. Der Berghiesel blieb stehen, deutete mit seinem Hackelstecken die Dorfgasse entlang und fragte mich:

“Bin ich hier recht auf dem Weg ins Kirchdorf?”

“Ja”, gab ich Bescheid. “Das ist der richtige Weg!”

“Ist das auch wirklich wahr? Oder willst du mich bloß foppen?”

“Nein, nein, ich fopp' dich nicht. Wenn du auf diesem Weg bleibst, bist du in einer halben Stunde im Kirchdorf beim auferstandenen Heiland!”

Da nickte er frohgemut und sprach: “Bist ein braves Bübl. Wart' nur, wenn ich wieder einmal vorbeikomme auf meiner Osterfahrt, kriegst ein rotes Ei von mir!”

Wie freute ich mich auf die nächste Osterfahrt des Berghiesel, zu der er mir ein rotes Ei versprochen hatte. Als ich ihn das nächstemal über den Eibenberg hereinmanteln sah in seiner Vorvätertracht, stand ich schon erwartungsvoll unter der Haustür, um hochbeglückt das versprochene rote Ei in Empfang zu nehmen. Aber der Hiesel fragte mich nur nach dem rechten Weg ins Kirchdorf, obwohl er ihn selbst längst kannte. Und als ich ihm wieder ehrlich und treuherzig Bescheid gegeben hatte, sprach er wieder: “Bist ein braves Bübl! Wart nur, kriegst ein rotes Ei von mir!”

Das ging so durch meine ganze Knabenzeit hindurch. Jedes Jahr versprach mir der Berghiesel ein rotes Ei für meine redliche Wegweisung, gegeben hat er mir nie eins!

So wußte ich endlich, daß ich der Gefoppte war. So kam ich allmählich zu der Überzeugung, daß der Berghiesel trotz seiner muster-

haften Frömmigkeit ein rechter Schelm war, der mit mir kleinem Buben nur seinen Spaß trieb.

So kam die Zeit heran, daß ich zum Studium in die Passauerstadt fortkommen sollte. Da sah ich den Berghiesel wieder einmal über den Eibenberg hereinmanteln. Ich trat, durch Erfahrung klug geworden, nicht mehr vors Haus zur gewohnten Zwiesprache.

Da tat sich die Stubentüre auf und der Berghiesel sprach zwischen Tür und Angel: "Wieviel sind es jetzt rote Eier, die ich dir bravem Büblein versprochen habe?"

Ich wußte es genau und sprach: "Sechs rote Eier hast du mir verheißen, aber gegeben hast du mir nie eins!"

"Na schau", sprach der Hiesel. "Wenn ich dir jedes Jahr ein rotes Ei gegeben hätte, dann wären sie jetzt längst gegessen, und du hättest nichts mehr davon. Aber vergessen habe ich meine Schuldigkeit keineswegs. Denn Versprechen macht Halten. Da schau her, hier hast du deine roten Eier, die kannst du jetzt gut brauchen zum Studium, das ein Heidengeld kostet, wie man alleweil hört."

Mit diesen Worten legte er ein Goldstück auf den Tisch und empfahl sich mit herzlichen Glückwünschen für mein Studium.

Ich war natürlich hoch überrascht und erfreut über diesen unverhofften Glückswandel, den ich dem wackeren Berghiesel zeitlebens nicht vergessen werde. Besonders zur gnadenreichen Osterzeit muß ich immer wieder an die roten Eier des Berghiesel denken, die er mir als Knaben so oft versprochen und dann so großartig heimgezahlt hat.

Jetzt ist der gute Hiesel längst eingegangen in den ewigen Frieden. Alle, die ihn kannten, rühmen heute noch seine edle Menschlichkeit und sein vorbildliches Leben aus dem Glauben, der wahren Wissenschaft eines rechten Christenmenschen, die schon auf Erden selig und im Himmel heilig macht.

Als ich im letzten Sommer am Berghaus in der Wolfau vorüberkam, erbaute ich mich am Sterbemal des "ehrengeachteten" Berghiesel, das ihm seine Anverwandten zum ewigen Gedächtnis gesetzt hatten. Da war obenauf der Auferstandene mit der Siegesfahne, den er im Leben so hoch verehrt hatte, meisterlich abgebildet, damit auch die Vorübergehenden immer wieder erinnert würden, daß auch wir mit Christus auferstehen sollten zum ewigen Leben, das er uns mit seinem Sieg über Tod und Hölle so glorreich erkämpft hat. –

Wer glaubt noch an ein Leben nach dem Tode?

Das Ostergeheimnis im Spiegel einer Meinungsbefragung

Wie die Heilsgeschichte Christi ihre Bedeuhung durch die Auferstehung des Gottessohnes erhält, so entscheidet sich das Leben des Christen an der Frage: ob er an eine persönliche Auferstehung nach dem Tode glaubt. Die westliche Welt bezeichnet sich immer wieder als "christlich". Wie steht es aber in Wirklichkeit mit diesem Christentum?

Das Allenbacher Institut für Demoskopie hat im Deutschen Bundesgebiet und in Westberlin eine sogenannte repräsentative Querschnitt-Umfrage durchgeführt und der erwachsenen Bevölkerung die Frage gestellt:

"Glauben Sie, daß es in irgendeiner Form ein Leben nach dem Tode gibt?"

Obwohl die Frage allgemeiner gehalten war als etwa eine nach dem persönlichen Fortleben oder nach der Auferstehung, sind die erhaltenen Antworten erschreckend genug:

42 v. H. der Befragten antworteten bejahend,
35 v. H. verneinend,
23 v. H. antworteten überhaupt nicht.

Eine Unterteilung der Antworten ergibt, daß der Unglaube bei den Männern den Glaubensprozentsatz der Frauen weit übertrifft:

33 v. H. der Männer bejahten,
43 v. H. aber verneinten;
49 v. H. der Frauen dagegen bejahten, nur
28 v. H. verneinten.

Das Institut unterteilte die Antworten weiterhin nach Altersstufen und Bildungsgruppen. Auch diese Aufteilungen sind recht aufschlußreich.

Bei der Alterseinteilung erweist es sich, daß der Glaube an ein Leben nach dem Tode bei den älteren Jahrgängen weitaus größer ist. Während von der Altersgruppe 18 bis 29 Jahren nur 36 v. H. an ein Leben nach dem Tode glauben, sind es zwischen 30 und 59 schon 40 v. H. und über 60 Jahere sogar 56 v. H. Und während zwischen 18 und 59 Jahren 36 bis 38 v. H. nicht an ein Leben nach dem Tode glauben, sind es über 60 Jahren nur noch 24 v. H.

Bei der Einteilung nach Bildungsstufen mag das Ergebnis für viele überraschend sein: je höher der Bildungsgrad ist, um so mehr wird an ein Leben nach dem Tode geblaubt! Von einer Skepsis unter den "Intellektuellen" kann also kaum gesprochen werden. Von den Befragten mit Volksschulbildung antworteten 41 v. H. mit Ja, 35 v. H. mit Nein. Von den Befragten mit höherer Schulbildung antworteten dagegen 50 v. H. mit Ja und nur 29 v. H. mit Nein.

Die Umfrage ergab ferner noch, daß der Glaube anf dem Lande weitaus stärker als in Städten und Industriebezirken ist.

Die evangelische Wochenzeitung "Christ und Welt" schreibt zu dieser Umfrage: "Wenn die Frage des Allensbacher Institutes nach dem Leben jenseits des irdischen Todes einen tieferen Sinn haben kann, dann den, sich selbst zu fragen, ob man ohne ein Ja dazu sich Christ nennen darf." –

Kinder

Willst du segnen, lehr ein Kind!
Aus dem Körlein werden Ähren:
wie dein Körnlein war gesinnt,
wird das Brot die Welt einst nähren.
Zu mir sendet Gott das Kind,
das nicht weiß, was tun, was lassen:
wie dein Körnlein war gesinnt,
wird sein Herz die Gabe fassen.

Brentano

Der Mensch als Bild Gottes

von A. Deißler

Man kann zweifellos über den Menschen keine größere Aussage machen als diese: er sei ein göttliches Bild Gottes selbst. Gott ist der "Hersteller' 'dieses Bildes, und er hat sich — zum Unterschied von den andern Schöpfungswerken — auf eine besondere Weise, auf eine nur dem Menschen zukommende Art darin abgebildet. Das ist ganz offenbar der Sinn dessen, was die Bibel mit dem auffallenden Ausdruck sagen und bezeugen will. Darin sind sich auch alle Ausleger einig. In der näheren Bestimmung dessen, worin nun die Bildhaftigkeit des Menschen besteht, geht man aber auseinander. Man kann darüber verschiedene Überlegungen anstellen. Sie bleiben aber unverbindlich, solange man nicht zuerst die Heilige Schrift befragt, worin sie selbst den Bildzug des Menschen zu Gott sieht. Dies aber soll hier versucht werden.

Die Grundstelle für unsere Aussage ist 1 Moses 1, 26. Der Text lautet: "Gott sprach: Lasset uns den Menschen machen als unser Bild, uns ähnlich! Sie sollen beherrschen das Fischvolk des Meeres, das Gevögel des Himmels, das Getier, die Erde all, und alles Gewimmel, das auf Erden wimmelt. Da schuf Gott den Menschen als sein Bild, als göttlich Bild erschuf er ihn, als männlich und weiblich erschuf er sie."

Die hebräische Sprache hat weniger Wörter als unsere Sprachen. Darum aber sind die einzelnen Ausdrücke auch vieldeutiger. Was hier mit "als unser Bild" wiedergegeben wird, könnte auch übersetzt werden: "nach unserm Bild". wie es in den meisten Übersetzungen steht. Doch ist unsere Wiedergabe als die einfachere näherliegend. Für die Deutung eines Textes ist es von großem Belang, von wem und in welcher Umwelt er formuliert wurde. Aus Gründen, die hier nicht erörtert werden können, von fast allen Fachleuten aber anerkannt sind, gehört unser Text zur Priestertheologie. Die Priester (der Bibel) haben das mosaische Erbe etwas anders gefärbt und entfaltet als die Propheten einerseits und die Weisheitslehrer anderseits. Im allgemeinen ist das priesterliche Gottesbild in Israel viel jenseitiger, unweltförmiger, unfaßbarer, entzogener als das anderer Texte. Um so erstaunlicher ist es, daß hier nun eine starke Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Gott und Mensch behauptet wird. Sollte sie vielleicht gar nicht so sehr auf das Sein und Wesen, sondern mehr auf das Tun und die Aufgaben beider gehen? Diese Vermutung erhält zunächst eine gewisse Stütze im Text. Denn da ist doch vom Herrschen und Beherrschen die Rede. Wie Gott die ganze Welt beherrsche, so soll der Mensch den Bereich der Erde in Botmäßigkeit bringen, soll gleichsam Gottes Hoheitsträger in dieser irdischen Welt sein. Die Großkönige des Alten Orients verfuhren vergleichsweise ähnlich. Stellten sie doch in den entferntesten Provinzen ihr Bild als Hoheitszeichen auf, in dessen Ermächtigung ihre Statthalter regierten. Der Psalm 8, der sich offensichtlich auf unsern Text stützt, erklärt denn auch: "Du hast den Menschen nur wenig den Himmlischen nachgesetzt, hast ihn mit Herrlichkeit und Würde gekrönt. Über die Werke deiner Hände hast du ihm Macht gegeben, hast ihm alles zu Füßen gelegt: alle Schafe und Rinder, dazu auch die Tiere des Feldes, des Himmels Vögel und des Meeres Fische, was immer dahinzieht die Pfade der Meere. Jahwe, unser Herrscher, wie hoheitsvoll ist dein Name auf der ganzen Erde!"

Vergib uns unsere Schuld

Unser Geschlecht ist ein schuldiges Geschlecht, in einem ganz großen Ausmaß schuldig. Dies festzustellen ist schon wichtig. Aber das genügt noch nicht. Diese Schuld muß überwunden werden, wir müssen von ihr loskommen, sonst gehen wir unter. Gerade um die Schuld tanzt der Mensch viele Tänze, die aber nicht in gelöster Rhythmik geschehen, sondern im Grunde Krämpfe sind. Der Mensch kann versuchen, seiner Schuld davonzulaufen. Das ist vergeblich; denn die Schuld steht in seiner Wirklichkeit. Er kann versuchen, sie einfach zu verleugnen, er kann den alten Griechentraum träumen, er kann sie wegdiskutieren: das alles mag ihm für eine kurze Stunde den Blick trüben und das Gewissen benebeln. Die geschehenen Taten sind unterschriebene Wechsel. Und diese müssen eingelöst werden. Der Mensch kann sich von seiner Schuld nur lösen, wenn er sich zu ihr bekennt und zugleich erkennt und anerkennt, daß die Schuld der Kreatur eine Wunde schlug, deren Heilung alle Kunst und alle Kraft der Kreatur übersteigt. Als Schuldiger sich dem heilenden Segen Gottes stellen. Dieses Geschlecht braucht Menschen, die für seine Schuld vor Gott stehen.

Alfred Delp, "Im Angesicht des Todes"

Es kann darum gar kein Zweifel sein, daß das herrscherliche Walten der erste Bezugspunkt der Ähnlichkeit zwischen Gott und Mensch ist. Aber die Frage treibt weiter: Wenn so im Tun eine Abbildhaftigkeit besteht, muß sie sich dann nicht auch im Sein und Wesen beider Bezugspartner finden? Diese Frage wird von fast allen Auslegern bejaht, nur wird die Seinsverwandtschaft verschieden bestimmt. Einige halten dafür, daß die Vorstellung zugrundeliege, Gott habe von Natur aus eine menschliche Gestalt und nach dieser Gestalt habe er auch den Leib des Menschen gebildet. Beschreibt doch der in Priestertheologie bewanderte Prophet Ezechiel seine Gottesschau so: "Auf dem thronähnlichen Gebilde war oben darauf eine Gestalt, die wie ein Mensch aussah" (1, 26). In der Tat konnten die Israeliten sich Gott nicht vorstellen ohne bestimmte Gestalt. Erst die späteren philosophischen Überlegungen haben erkennen lassen, daß auch solche Vorstellungen noch zu irdisch sind für Gottes himmlische d. h. unirdische Wirklichkeit. Wenn die Propheten in ihren Visionen Gestaltkonturen von Gott wahrnahmen, so mußten das von Gott bewirkte bildhafte Umsetzungen eines an sich unzeigbaren Wesens sein. Dann aber fällt die Möglichkeit dahin, die äußere menschliche Gestalt als Bild der göttlichen "Gestalt" zu nehmen. Folgerichtig ging man darum dazu über, im unsichtbaren menschlichen Geist die Bildentsprechung zwischen Gott und Mensch zu finden. Man argumentiert drum herkömmlich so: Gott ist Geist. Im menschlichen Geist hat er sich sein irdisches Abbild geschaffen. Insofern ist der Mensch Gottes Bild.

Diese Überlegung ist sicher nicht falsch. Aber in dieser Form ist sie doch unbiblisch. Gott wird im Alten Testament in seinem tiefsten Wesen nicht mit der Kategorie des Geistes (im Gegensatz zu Leib!) begriffen, sondern mit der Person. Die Gottheit ist hier kein unendliches, alles erfüllendes "Fluidum", sie ist auch nicht eine "höhere Macht" im unpersönlichen Sinn, sie ist nicht "die Unendlichkeit" oder "das Absolute" oder "das Heilige", sie ist im schärfsten Gegensatz zu alledem ein "ER", ein unvorstellbar dicht geballtes "ICH". Die Gottheit ist der Gott im personalsten Sinne des Wortes. Er ist ein Wesen, das sich selbst durch und durch zu eigen hat, das sich selber schattenlos aufgelichtet ist, das in absoluter Freiheit sich selbst umgreift, entscheidet und bestimmt, das alles Wahre, Gute, Schöne, Heilige in Person ist und lebt. Er ist also, um mit der modernen Philosophie auszudrücken, was der Hebräer aus der Offenbarung vernahm, ein absolutes Selbst. In solcher Sicht wird Gottes Geistigkeit viel tiefer und treffender erfaßt als wenn man nur in den Denkrichtungen "Unkörperlichkeit" und "Unendlichkeit" sich auf ihn zubewegt. Dazu kommt noch ein anderes: Auch der Mensch wird im Alten Testament etwas verschieden gesehen vom herkömmlichen Menschenbild. Darnach ist der Mensch vorab ein Ganzes, allerdings mit einer "Außenseite" und einem "Innern". Leib und Seele werden in solchem Denken nicht beständig auseinandergenommen und unterschieden. Was in solcher Sicht den Menschen zum Menschen macht und vom Tier scheidet, ist das "Ich-Sein", die Selbsthabe, also die Personalität. Nun liegt aber die Bildhaftigkeit des Menschen zu Gott gerade darin, was ihn von andern irdischen Geschöpfen unterscheidet. Denn nur bei ihm und bei keinem andern Werk der Schöpfungsgeschichte ist vom ausdrücklichen Willen Gottes die Rede, sich selbst darin abzubilden. Aus der Betrachtung von Gott und Mensch in der Bibel ergibt sich also mit Notwendigkeit, daß die Ebenbildlichkeit des Menschen letzlich in der Personalität begründet ist. Gott ist unbegrenztes Selbst, der Mensch ist begrenztes Selbst, Gott ist sich selbst grenzenlos offen, der Mensch ist sich selbst begrenzt offen, aber Selbsthabe und Offenheit sind hier wie dort grundsätzlich da und entsprechen sich. Gott ist "ICH", und der Mensch ist auch "ich". Jegliches "Ich" erfährt aber in einem andern "Ich" sein "Du". So hat Gott im Menschen sich sein irdisches "du" geschaffen und gesetzt. Und umgekehrt hat der Mensch vom Urplan her in Gott sein großes "DU", und nur an diesem "DU" und im Angesichte dieses "DU" erreicht seine Personalität ihren Gipfel und ihre Vollendung. Gott hat Antlitz, und der Mensch hat Antlitz. Beide können sprechen zueinander. Der Mensch vernimmt von Gott her seine Einsetzung, in dieser Welt der göttliche Repräsentant und Willensträger zu sein. So kehrt er sein Angesicht herrscherlich auch dieser Erde zu. Die Herscherlichkeit ist also eine Wensensfolge und damit zugleich ein Wesensausdruck der Ebendildlichkeit, die an sich in der Personalität — wir könnten jetzt auch Antlitzhaftigkeit sagen — liegt. Was Gott gegenüber Antlitz des Kindes und Dieners ist, ist der Erde gegenüber Antlitz des Erben und Herrschers, allen Gleichgeschaffenen gegenüber aber Antlitz des Bruders.

Die Personalität durchwaltet nach göttlichem Plan auch die von Gott gewollte und gesetzte Zweiung des Menschen in männlich und weiblich. Im Anschluß an Karl Barth (Dogm I. 1945, S. 216 ff.) versuchen manche Autoren, in Sätzchen "als Mann und Frau erschuf er sie" eine Erläuterung des vorhergehenden Ausdruckes "Bild" zu sehen. Vom exegetischen Standpunkt aus ist diese Deutung nicht zu begründen. Denn es heißt da im Urtext gar nicht "Mann" und "Frau", sondern "männlich' 'und "weiblich" wie für das Tierreich auch. Dann müßte auch die Sexualität im Tierreich etwas mit Ebenbildlichkeit zu tun haben, was ein offenbarer Nonsens ist. Die göttliche Bildhaftigkeit des Menschen muß, wie dargelegt, in dem angesetzt werden, was der Mensch an Besonderheit gegenüber jeglicher sonstigen irdischen Lebenserscheinung hat. Die Antlitzhaftigkeit muß allerdings das ganze Menschsein prägen, muß es vor allem da prägen, wo man in allernächster Weise mit anderer Personalität zu tun hat, nämlich in Liebe und Ehe. Hier darf der andere nie zur "Natur" degradiert werden, er muß in allem und jedem Person d. h. "Du" bleiben. Über ihm liegt, ob er es selbst beachtet oder nicht, unverlierbar und unzerstörbar der Glanz der natürlichen Gottesbildlichkeit. Ihr gegenüber ist die einzig angemessene Haltung die der Ehrfurcht, sogar dann noch, wenn der Träger solcher Würde armselig und schwach ist, ja sie mit Füßen tritt. –

Die christliche Ehe

vom Schriftleiter

III

Die katholische Kirche kennt nur eine Lehre und nur eine Erklärung der Ehe: Die Erklärung der Hl. Schrift. "Ein grosses Geheimnis" nennt Gottes Buch die christliche Ehe. Sie steht in geheimnisvoller "Beziehung zu Christus und zur Kirche" (Eph. 5:32) Der Mann, heisst es in der Bibel, stellt Christus, die Frau stellt die Kirche dar. Beide sind miteinander verbunden wie Christus mit seiner Kirche: In Liebe für immer, um neues Leben werden zu lassen.

Das Haupt der ehelichen Gemeinschaft

Eine *Lebensgemeinschaft* bis zum Grab haben Mann und Frau in der christlichen Ehe geformt. Der Ehe gottgewolltes Ziel ist die Gründung einer Familie. Als Lebensgemeinschaft verwirklicht die Ehe das innigste, persönlichste Zusammenleben von Menschen, das hier auf Erden möglich ist. Zwei Menschen werden zu einer Liebe, zu einem Fleisch, und auch zu *einem* Leben in eigenem Heim, an gemeinsamem Tisch, abhängig vom persönlichen Einkommen, beeinflußt von allem Erfolg und Mißerfolg, von Krankheit, Gesundheit, Not und Glück des Mannes oder der Frau. Ein ganzes Leben lang sind sie unter gemeinsamen Verwandten, Nachbarn, Freunden und auch Neidern nicht mehr Einzelperson, sondern zwei in Einem: Ein Ehepaar.

Das Leben hat sie zusammengebracht, und das Leben stellt sie vor gemeinsame häusliche und gesellschaftliche Ziele und Pflichten. Ganz von selbst bildet sich eine Ordnung von Regeln und Gesetzen, die beachtet werden müssen, wenn das Zusammenleben menschlich bleiben soll, menschwürdig und treu dem Sakrament und der gelobten gegenseitigen Eheliebe.

Wie jeder Gemeinschaft unter den Menschen, so ist auch der Ehe ein Haupt gesetzt. Eine Autorität, die zum Ja und zum Nein entscheiden, und nach dieser Bestimmung leiten muß.

Es wird heute sehr viel von "moderner ehelicher Gleichberechtigung in allem" gesprochen. Zum Zeitausdruck des sogenannten modernen Lebens ist aber auch das Zerrbild der Ehe geworden, die Karikatur, die wir in allen Zeitungen und Zeitschriften, in Novelle, Film und Radioprogramm reichlichst vorgesetzt bekommen: Die Ehe des bekannten Pantoffelhelden. Die Ehe, in der "sie" das Regiment führt und "er" auf ihr Wort hin tut und läßt, was "sie" bestimmt. Auch die Familie, in der Mutter und Kinder schalten und walten, während dem Gatten und Vater nichts anderes bleibt als die Rolle des Brotverdieners.

Das sind zwar nur Karikaturen. Sie drücken aber doch viel Wahres aus. Der Mensch von heute gebraucht sehr oft das Wort "modern", und er meint mit diesem Ausdruck nichts weiter als Freiheit und Unabhängigkeit von aller Autorität — *um selbst Autorität sein zu können.*

Und so verschieben sich gottgesetzte Ordnungen zu *Unordnungen* hin, die wir in Karikaturen zwar belachen, die aber doch gelebt werden. Der Mensch kann sich eben nicht von gewissen Gesetzen seiner Natur frei machen. Die Hl. Schrift spricht von einem dieser Gesetze, wenn sie sagt: "Ordnet in der Ehrfurcht Christi einander unter" (Eph. 5:21). Es geht ohne diese Unterordnung einfach nicht. Auch nicht in der Ehe. In jeder Ehe ist immer einer das Haupt, entweder der Mann, oder die Frau übernimmt es, "Haupt" zu sein. Wer sich sein Eheleben erhalten will, weiß ganz genau, daß man in der Ehe als Mann und als Frau nicht *"nebeneinander"* existieren kann, jeder nach seinem eigenen Dünken und Wollen. Weil es nicht geht, daß jeder "in allem für sich selbst" lebt, bleibt nur eine Möglichkeit: Einer muß sich unterordnen. Und wer das ist, hat Gott uns in der Hl. Schrift ganz klar gemacht: "Ordnet in der Ehrfurcht Christi euch einander unter." In der Ehrfurcht vor Gottes Gebot, das den Mann zum Haupt der Ehe und der Familiengemeinschaft gesetzt hat.

Die Gehilfin des Mannes

Wenn uns die Hl. Schrift, wenn uns Gottes Wort noch richtgebend ist, dann werden wir die Tatsache hinnehmen müssen, daß Gott dem Manne in der Frau eine "Gehilfin" gegeben hat. Nicht eine Magd, über die der Mann nach freiem Ermessen alle Herrscherrechte ausüben darf, sondern eine "Gehilfin ihm gleichgeartet" (Gen. 8:18), die er "wie sein eigenes Fleisch zu lieben, zu hegen und zu pflegen" von Gott beauftragt worden ist (Eph. 5:28).

Alle Mühe gibt sich die Hl. Schrift (Gen. 2) uns zu erklären, daß die Frau nicht ein Wesen minderer Güte sei, sondern gleichwertig dem Manne. Unter allen Lebewesen der Erde hatte "keines dem Menschen als Beistand gepaßt, ihm gleichgeartet." Erst als die aus der Seite des Mannes geformte Frau vor Adam stand, sprach der Mensch: "Diesmal ist es Bein von meinem Beine und Fleisch von meinem Fleische. Deshalb heißt sie Weib (Menschin), weil sie vom Manne genommen ist. Darum läßt ein Mann Vater und

So spricht der Herr:

"Das Gebot, das Ich dir heute gebe, übersteigt nicht deine Kraft und ist nicht unerreichbar. Nicht ist es im Himmel, dass du sprächest: 'Wer steigt in den Himmel und holt es uns herab und kündet es uns, dass wir danach tun?' Auch ist es nicht jenseits des Meeres, dass du sprächest: 'Wer fährt uns übers Meer und holt es uns und kündet es uns, dass wir danach tun?' Nein! Sehr nahe ist dir das Wort in deinem Munde und in deinem Herzen, es zu tun. Siehe! Ich lege dir heute vor: das Leben und das Glück, den Tod und das Böse. Wenn ich dir heute befehle, den Herrn, deinen Gott, zu lieben, auf Seinen Wegen zu wandeln und Seine Gebote, Gesetze und Gebräuche zu beachten, dann bleibst du leben und mehrst dich. Und der Herr, dein Gott, segnet dich. . . Wird aber dein Herz abtrünnig, bist du ungehorsam und lässt dich verführen, dich vor anderen Göttern hinzuwerfen und ihnen zu dienen, dann verkünde Ich dir heute: Ihr geht zugrunde! Ihr lebt nicht lange auf dem Boden, zu dessen Besetzung du über den Jordan ziehst. Ich nehme heute Himmel und Erde zu Zeugen gegen dich, dass ich dir Leben und Tod, Segen und Fluch vorlege. So wähle das Leben, auf dass du lebest, und deine Nachkommen, wenn du den Herrn, deinen Gott, liebst, Seiner Stimme gehorchst und Ihm anhängst. Denn das ist dein Leben und dein langes Siedeln" auf Erden.

(Deut. 30:11-20)

Mutter und hängt sich an sein Weib."

Gleichwertig ist die Frau dem Manne. Und doch nennt Gott den Mann "das Haupt der Frau, wie Christus das Haupt der Kirche ist" (Eph. 5:23). Diese Unterordnung der Frau unter den Mann entwürdigt nicht. Nur dort, wo man nicht versteht, was mit dieser Unterordnung wirklich gemeint ist, sieht die Frau in ihr etwas Beschämendes, oder wird der Mann zum tyranisierenden Herrn.

Frauen suchen die Sache zu "modernisieren" und sich von der Autorität des Mannes zu lösen. Das Resultat ist immer wieder dasselbe: Entweder Entzweiung und Entfremdung in der Ehe, oder es kommt zur oben beschriebenen Karikatur, wo die Frau den Mann sich zu unterordnen sucht. Unter Männern scheint man zu glauben, Gott habe der Frau die Unterordnung unter den Mann als Strafe für die Sünde Evas auferlegt. Es steht doch geschrieben: "Es geht dein Verlangen hin nach deinem Mann, obwohl er waltet über dich" (Gen. 3:16). Es ist zwar nicht so, daß Ehemänner sich allgemein als "Rute Gottes" betrachten. Dazu fehlt den meisten das Interesse am Leben "nach der Bibel." Viele "glauben" aber doch an ihre Berufung zum Herrsein nach militärischem Muster, und sie sind ganz dafür, daß man die Frauen am Traualtar wieder lebenslangen Gehorsam dem Manne gegenüber schwören lasse.

Der oben erwähnte Bibelvers sagt aber nichts von einer Unterordnung der Frau als Strafe für die Sünde des ersten Weibes. Die Autorität des Mannes als Haupt der Ehe- und der Familiengemeinschaft wurde von Gott bereits vor dem Sündenfall bestimmt. Des Mannes Autorität gründet in der gottgesetzten Schöpfungsordnung. Nach dieser Ordnung gilt aber auch, daß die Frau dem Manne nicht nur Gehilfin, sondern auch Ergänzung sei. Eine Ergänzung des Lebens des Mannes in allen seinen Formen, und zwar so notwendig dem Manne, daß er ihr "anhangen" wird, wie die Bibel sich ausdrückt, ein ganzes Leben lang. Nicht untergeordnet wie ein Knecht dem Herrn ist die Frau dem Manne, sondern zugeordnet wie der Leib dem Haupt, wie die Kirche dem Herrn, wie die Liebe der Liebe. Und wenn der Mann den Gehorsam des Weibes betont, darf er nicht übersehen, daß auch er seiner Frau gegenüber unter einem Gebote Gottes steht, das da sagt: "Ihr Männer, liebet eure Frauen, wie Christus die Kirche geliebt *und sich für sie hingegeben hat*" (Eph. 5:25).

Der letzte Teil dieses Bibelsatzes ist es, worauf es hier ankommt. Eine Liebe, die nur im Fleische ist, während das Herz des Mannes nur "im Namen des Gehorsams" zur Frau spricht, ist nicht das, was Gott meint, wenn Er von der Liebe des Mannes zu seiner Frau spricht. Gott fordert jene Liebe, die sich dienend der Frau hingeben kann:

"Es gibt keine einseitige Unterordnung in der Kirche, als ob eine Gruppe von bevorrechteten Herrschenden und eine Gruppe von minderberechtigten Beherrschten bestünde. In der Kirche gibt es nur einen Vorrang und eine Ermächtigung: die Befähigung und das Recht zu dienen. Christus selber erklärte (Matth. 20:26 f): "Wer unter euch groß sein will, der sei der Diener, und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht." Was Goethe für den Bereich dieser Welt erkannte: "Wißt ihr, wo es keinen Herrn und keinen Diener gibt? Wo eins dem anderen dient, weil eins den andren liebt!", wird durch das an-

geführte Herrenwort als Lebensgesetz der Kirche verkündet. (Michael Schmaus, Katholische Dogmatik, IV,1, St. 716).

Dieses Gesetz bindet den Mann gerade so im Gewissen, und vor Gott, wie er glaubt, daß die Frau ihm Gehorsam, in vielen traurigen Fällen kalten, militärischen Gehorsam, schulde.

Das Haupt

Die Ehe ist eine Einheit von zwei Menschen. Gott hat den Mann als verantwortlich für alle Leibes- und Seelsorge der ehelichen Lebensgemeinschaft eingesetzt. Es ist des Mannes Pflicht, alles herbeizuschaffen und klug zu bewirtschaften, was an Nahrung, Kleidung und Wohnung da sein muß, für heute und die Zukunft. Es ist auch des Mannes Aufgabe, darüber zu wachen, daß in seinem Hause das Gebot Gottes beachtet und gepflegt werde. Der Mann wurde "als Unser Bild nach Unserem Gleichnis" geschaffen, spricht Gott (Gen. 1:26), und wie die Frau aus dem gottähnlichen Manne als ebenso gottähnlicher Mensch ihren Ursprung hat, so soll der Mann sein ganzes Erdenleben lang das Leben der Ehe- und Familiengemeinschaft, der er als Haupt vorsteht, zum Abglanz des Göttlichen werden lassen. Er ist für das Leibes- und für das Seelenleben seiner Ehe und seiner Familie verantwortlich.

Wo immer in der Ehe eine Entscheidung zu treffen ist, weil Mann und Frau verschiedener Meinung sind, da gilt des Mannes Wort. Es sei denn, der Mann entscheide zu Dingen, die gegen Gottes Gebot sind. Dazu hat weder er das Recht, noch haben Frau oder Kinder die Pflicht, in solchen Fällen zu gehorchen. Wo immer es sich jedoch um Entscheidungen handelt, die Gottes Gesetz nicht brechen, da ist nach dem Wollen des Herrn der Mann das Haupt beider Gemeinschaften, der Ehe und der Familie.

Sie leben zusammen

Der Mann als Haupt der Ehe- und Familiengemeinschaft lebt nicht mehr allein. "Ein Fleisch", das heißt ein Leben ist er mit seiner Frau geworden. Darum kann er nicht mehr immer nur nach eigenem Gutdenken bestimmen: Er hat sich mit seiner Frau zu beraten. Es gibt im Eheleben Dinge, denen er vorsteht, es gibt dort andere Dinge, wo sie bestimmt und wo auch der Mann sich zu fügen hat.

Der Mann ist für sparsame Bewirtschaftung seines Einkommens verantwortlich, für Klugheit im Leben, das sich immer "nach der Decke" streckt, das weises Gleichgewicht zwischen Einkommen und Auslagen hält. In diesen Dingen entscheidet er, und sein Wort gilt. Die Frau aber ist für das Heim verantwortlich. Es ist ihre Aufgabe alles so einzurichten, daß das Haus zum Heim wird, in dem die Stimmung des Friedens, der Liebe, der Sorge füreinander und des Glückes aneinander herrscht. Auch diese Dinge sind so wichtig, daß wir Geld für sie ausgeben müssen. Es hat die Frau das Recht vom Mann zu verlangen, dem Einkommen gemäß alles anzuschaffen, was an Möbeln und zur Verschönerung des Heimes notwendig ist. Wie z. B. Sofa, Gardinen, Farbe für Wände und Fußboden. Und der Mann hat nicht immer das Recht, derartige Auslagen abzuschlagen.

Frauen übernehmen es am liebsten selbst, Möbelstücke einzukaufen. Sie stellen auch sehr gern alle Möbelstücke von Zeit zu Zeit um. Kein Mann kann dagegen etwas tun. Das Zimmer muß der Frau von Zeit zu Zeit "anders" aussehen. Sie hat Empfinden für derartige Dinge, sie ist auch in fast allen Fällen die einzige, die 24 Stunden alle Tage ihres Lebens in diesen Zimmern leben muß. Sie braucht dieses Möbelrücken, um sich vor dem ewigen Einerlei zu retten, sie braucht es auch, um ihrer Liebe Ausdruck zu geben. Mag sie auch sagen, daß ihr die neue Möbelstellung besser gefalle: so recht im Herzen tut sie es doch der Liebe zum Manne wegen. Wohl jenem, der das versteht und anerkennt und dankbar hinzunehmen weiß!

Die Frau wählt die Möbel, pflegt die Möbel, betrachtet sich als Herrin über jedes einzelne Möbelstück. So soll es auch sein. Bis zu zwei Ausnahmen, bis zu zwei Möbelstücken, für die der Mann verantwortlich ist und über die er Herr ist. Und diese zwei Möbelstücke sind das Familienkreuz an der Wand der besten Stube, und der Familientisch, an dem wir essen unser tägliches Brot. –

Gott redet jeden Tag

Im kirchlichen Gottesdienst stehen wir auch erlebnismäßig meist in Gemeinschaft vor Gott, und so wird unsere Begegnung mit ihm dort häufig eine mehr objektive sein. Deshalb bedarf die Teilnahme an der Liturgie unbedingt der Ergänzung durch die stillen Augenblicke, in denen wir Gott ganz allein gegenüberstehen — oder, sollten wir nicht lieber sagen, vor ihm knien? Ein inniges Gebet wird immer behutsam und mit ernster Sammlung begonnen und in ehrfürchtiger Haltung fortgesetzt werden müssen. Wie könnte man sich gehen lassen, wenn die Liebe das Wort führt oder dem Geliebten zuhört?

Es ist ein großes Hindernis für rechtes Beten, daß wir so selten wirklich Zeit dafür haben. Aber was kann man von einer Liebe halten, die keine Zeit hat. Und ferner bedrückt es manchen jungen Menschen, daß er Gott nichts zu sagen weiß oder daß ihm die immer wiederholten gewohnten Gebetsworte zuweilen nichtssagend erscheinen.

Es gibt ein unerschöpfliches Buch zum Beten. Dieses Buch ist die Heilige Schrift. Wer sie als Betender zur Hand nimmt und hörend darin liest, der wird bald merken, daß nun nicht mehr er selbst zu reden braucht, sondern daß Gott zu ihm redet. Man nennt das Beten mit der Heiligen Schrift in der Hand auch Betrachtung. Wer sich die betrachtende Lesung der Heiligen Schrift zur täglichen Gewohnheit macht, und wäre es nur für wenige Minuten stiller Sammlung, der wird im Lauf der Jahre erfahren, daß dieses Buch mehr als irgendein anderes in der Welt seinen Geist und sein Herz bildet. "Wer von dem Wasser trinkt, das ich ihm geben werde, den wird nicht mehr dürsten. Es wird ihm zur Quelle ewigen Lebens werden" (Joh. 4.14). –



Es gibt nun keine Sorge mehr

Ostererzählung von Heinz Rein

Als Sanders am Vormittag des Karsamstags ihre jüngste Tochter und ihren Schwiegersohn zur Bahn gebracht hatten, waren sie nun wieder ganz allein wie zu Beginn ihrer Ehe. Zwar empfanden sie ein gewisses Bedauern darüber, daß ihre Kinder in weit entfernten Städten und sogar im Auslande lebten, aber sie nahmen das ohne Bitterkeit hin und waren nicht unglücklich. Im Gegenteil, es hatte sich ihrer ein Gefühl ruhigen Glükcs und einer behaglichen Sorglosigkeit bemächtigt, die sie redlich verdient hatten. Die Töchter waren gut verheiratet, die Söhne in aussichtsreichen Stellungen, und ihre eigenen Verhältnisse waren in jeder Hinsicht geordnet.

Immerhin war es ein eigenartiges Gefühl, das Osterfest nun allein zu verbringen. Es war nämlich das erste große Fest überhaupt, im Laufe eines langen, beschwerlichen Lebens gelernt, sich zu bescheiden und sich mit Unabänderlichkeiten abzufinden. Es wäre ihnen daher niemals eingefallen, sich darüber zu beklagen, daß sie von nun an die großen Feste allein verbringen mußten. Sie hatten ja auch die Erinnerung an viele Festtage, an denen die große Familie in Liebe und Eintracht vereint gewesen war.

Es hatte gewiß auch — und Sanders vergaßen das keineswegs — ein paar Osterfeste gegeben, an denen Tod und Not, Elend und Verderben, Ungewißheit und Aussichtslosigkeit jede Festesfreude überschattet hatten, aber das lag nun hinter ihnen. Es gab jetzt, wenn überhaupt, nur noch kleine Sorgen und unbedeutende Kümmernisse, die kaum zählten und federleicht wogen gegenüber der warmen Freude und dem ruhigen Glück, das sie jetzt empfanden.

So trafen sie die Vorbereitungen für das Osterfest ohne jede Hast und ohne jene Anspannung, die Feiertagen voranzugehen pflegt, es war ja niemand da, der sie drängte oder irgendwelche Ansprüche stellte. So hielten sie in ihrer Beschäftigung oft inne, und immer wieder kamen sie auf die Sorglosigkeit zurück, die ihnen nun beschieden war, da ihre jüngste Tochter verheiratet war.

“Es ist eigentlich das erste Mal”, sagte Frau Sanders, während sie ein neues Tischtuch auflegte, “daß wir ein Fest so ganz ohne jede Sorge feiern können.”

“Ja”, bestätigte Herr Sander, es ist ein wunderbares Gefühl, endlich nun keine wirkliche Sorge mehr zu haben. Wir haben ja auch getan, was wir konnten.”

“Mehr als das”, sagte Frau Sander, indem sie das Tischtuch glattstrich. “Viel mehr als das.”

Als sie ihre Vorbereitungen beendet hatten, war es noch viel zu früh, um den Gottesdienst zu besuchen, und so beschlossen sie, noch einen Spaziergang zu unternehmen. Es war ein ziemlich kühler, aber windstiller Tag. Sanders gingen gemächlich durch die Straßen der Stadt, blickten hier und da in ein Schaufenster und lächelten über jene Leute ,die eilig und geschäftig unterwegs waren, um noch einzukaufen. Sie machten sich gegenseitig auf besonders hübsch geschmückte Osterschaufenster aufmerksam, und schließlich waren sie auf einer Straße, die aus der Stadt herausführte. Anfangs zögerten sie, weiterzugehen, aber dann schritten sie doch aus.

“Wir haben ja nichts zu versäumen”, sagte Herr Sander und zog behaglich an seiner Zigarre.

“Eben”, meinte Frau Sander. “Und so ein Spaziergang tut uns bestimmt gut. Es wartet ja niemand auf uns.”

Sie lachten einander zufrieden zu und freuten sich über die Knospen, die sich aus allen Sträuchern schoben.

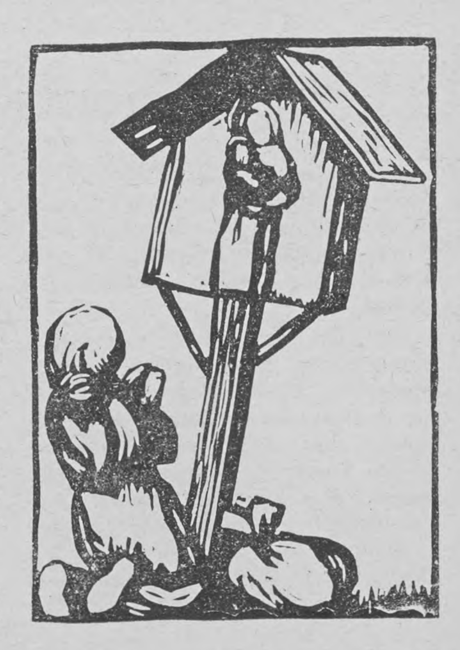
“Hier sind wir sehr lange nicht gewesen”, sagte Herr Sander nach einer Weile.

“Ja”, bestätigte Frau Sander. “Was sind denn das für Häuser dort am Waldrand?” fragte sie.

“Die haben früher nicht dort gestanden”, antwortete Herr Sander nachdenklich, aber dann erinnerte er sich, was er kürzlich gelesen hatte, und ein Schatten flog über sein Gesicht. “Das ist ein Flüchtlingslager”, sagte er kurz und fügte dann entschieden hinzu: “Wir werden jetzt umkehren.”

Frau Sander zögerte. Sie blickte auf die niedrigen Häuser am Waldrand und sagte dann: “Die armen Menschen . . .”

Herr Sander hob die Hand zu einer beschwichtigenden Geste. “Es wird viel für sie getan”, sagte



er. “Niemand leidet wirklich Not. Und wenn es dich beunruhigt, dann kann ich dem Roten Kreuz ja wieder etwas spenden. Wir haben ja schließlich auch aus eigener Kraft . . .”

“Aus eigener Kraft?” unterbrach ihn seine Frau. “So solltest du nicht zu selbstbewußt sagen, Ernst. Eigene Kraft reicht oft allein nicht aus . . .”

Sie hielten inne, denn vom Lager her kam ihnen ein Junge entgegen. Er trug eine abgetragene Joppe, Gummistiefel und eine alte Mütze. Als er an Sanders vorüberging, blickte er sie scheu an und wich zur Seite.

Frau Sander hielt ihn an. “Kommst du aus dem Lager?” fragte sie.

Der Junge blickte sie verständnislos an. Erst als Frau Sander ihre Frage wiederholte und auf die Baracken zeigte, nickte er und sagte ein paar Worte, die Sanders nicht verstanden.

“Was ist das für eine Sprache?” fragte Frau Sanders ihren Mann. Herr Sander sah den Jungen nicht ohne Bewegung an. “Du Ungar, Magyar?”

Der Junge nickte lebhaft, dann begann er schnell zu sprechen, hin und wieder flocht er ein deutsches Wort ein. Sanders verstanden ihn nicht, aber sie hörten ihm dennoch voll Teilnahme zu.

“Wie heißt du?” fragte Herr Sander und tippte dem Jungen auf die Brust.

“Kiraly Jenö”, antwortete der Junge.

“Und wo sind deine Eltern?” fragte Herr Sander weiter. “Eltern, Pappa, Mamma.”

Der Knabe verstand die Frage, aber er antwortete nicht, sondern begann zu weinen.

Frau Sander strich ihm über die Wangen und sah ihren Mann an. Herr Sander stand für einige Sekunden unbeweglich da und blickte auf den Knaben, dann sagte er entschlossen: “Komm Jenö”, und faßte nach der Hand des Knaben.

Der Junge wischte die Tränen mit dem Handrücken aus den Augenwinkeln und von den Wangen, dann überließ er seine Hände willig den Händen der fremden Leute.

“Wir hatten nun gerade keine wirkliche Sorge mehr”, sagte Herr Sander und lächelte wie einer, dem plötzlich eine neue und bessere Einsicht gekommen ist. “Und jetzt fangen wir gleich wieder an, eine neue große Sorge zu übernehmen.”

“Ich freue mich auf diese Sorge”, sagte Frau Sander. “Was wäre das Leben schon ohne Sorge.”

Der Knabe sah von einem zum andern. Er verstand nicht, was Sanders sprachen, aber die Stimmen und die Gesichter beruhigten ihn. Er schluchzte kaum noch, als er mit Sanders auf das Lager zuging –



Sämannslied

Herr Christ will auferstehn,
Heut wollen wir auf den Acker gehn.
Wir säen, wir säen auf vielerlei Feld.
Morgen ist Ostern in aller Welt.
Kyrieleis.

Welcher dereinst die Garben mäht,
Ward als Korn in den Boden gesät.
Wie Jesus Christus auferstand,
So breche das Korn aus dem Erdengrund.
Kyrieleis.

Wir haben die Saat in den Acker gestreut.
Jesus Christus gestern und heut.
Er gebe uns gute Erntezeit
Und brech uns das Brot in Ewigkeit.
Kyrieleis.

Werner Bergengruen

Unentschieden

Mit einem 3:3-Unentschieden endete ein einzigartiges Fußballspiel in der italienischen Ortschaft Bardinetto, das Gesprächsstoff für viele Wochen im ganzen Bormida-Tal liefern wird.

Die eine Mannschaft setzte sich nämlich aus Dorfpfarrern der umliegenden Ortschaften zusammen, die in ihren langen, schwarzen Soutanen zum Spiel antraten. Das zweite Team, in weißen Turnhosen, waren die kommunistischen und sozialistischen Bürgermeister und Gemeinderäte derselben Dörfer. Dreitausend Zuschauer aus dem ganzen Hügelland nördlich von Genua waren zu dem Spiel nach Bardinetto gekommen, das nur knapp 1 000 Einwohner zählt.

Das Spiel wurde mit großem Energieverschleiß, viel Humor und beachtlichen Rempelaktionen einiger der würdevollen Akteure durchgeführt. Der fünfzigjährige Pfarrer von Callizzano, Don Sofia, als Linksverbinder und Pater Leone als Mittelstürmer waren die Hauptstützen der Angriffsaktionen des Klerus. Die “weltliche” Verteidigung der Gemeindemandatare hatte ihrerseits in dem 47 Jahre alten sozialistischen Bürgermeister von Callizzano, der das verantwortliche “Amt” des Torhüters übernommen hatte, und in dem kommunistischen Bürgermeister von Pareto als einen der Verteidiger ihre Stars.

Das Fußballspiel war eine humoristische Austragung der ewigen Streitigkeiten zwischen den Don Camillos und Peppones dieses italienischen Landstriches. Doch hat der unentschiedene Ausgang die Frage unbeantwortet gelassen, wer von beiden der Stärkere ist und besser spielt . . .

So.

Regina Pacis
Königin des Friedens

von Stephan Petzold



Ob es in der Menschenwelt Blut und Tränen regnet, oder ob in guter Friedenszeit weit und breit fröhliche Frühlingslieder erklingen, unterschiedslos alle Jahre kommt der Mai in seiner Lieblichkeit und schmückt die alte Erde mit seinem Blütenkranz. Mai, das ist, von der Schöpfung Gottes her, ein Stück verbliebenes Paradies, ein wenig Himmel auf Erden gleichsam. Und so hat denn auch das christkatholische Volk die Himmelskönigin zur Maienkönigin proklamiert und trägt zu ihren Altären, was immer die Schöpfung in diesem himmlischen Monat an Frühlingsschönheit zu entfalten vermag. Von der Schöpfung Gottes her — wie höllisch es die Menschen auf Erden auch treiben mögen.

Welch schreiende Kontraste zwischen dem "Wonnemonat" der Natur und dem Muttergotteslenz hier und gleichzeitigem fruchtbarem Geschehen in der Menschheitsgeschichte dort haben wir allein in der kurzen Spanne unseres Daseins erlebt! Und steht nicht auch dieser Mai 1959 noch oder wieder im Zeichen dieses Kontrastes? Trotz den vielen bewegten und bewegenden Beschwörungen, die den ganzen Erdkreis erfüllen, geht der apokalyptische Wettlauf des atomaren Rüstens verstärkt weiter und immer mehr Völker werden in ihn hineingezogen, wodurch letzten Endes das Risiko atomarer Kurzschlußreaktionen und Fehlzündungen ständig zunimmt. Wie soll das enden, wenn die internationalen Konferenzen nicht zustande kommen oder schließlich ohne wirksames Ergebnis bleiben? Es ist nicht auszudenken. Die Sache ist ernst — buchstäblich todernst ist sie —, als daß man als erwachsener, verantwortlicher Mensch mit dieser Entwicklung sich einfach abfinden oder zu den hier und dort ausgeteilten Beruhigungspillen greifen dürfte.

Wer die Lage sieht, wie sie ist, der wird in diesem Monat Mai besonders herzlich beten:

"Maria, dir befehlen wir
Was grünt und blüht auf Erden
O laß es eine Himmelszier
In Gottes Garten werden."

In einer Aussprache äußerte neulich einer, man müsse sich bewußt bleiben, daß man auf Erden nicht den Himmel schaffen könne. Es wurde ihm geantwortet: Den Himmel auf Erden? Ach, es handelt sich doch darum, die Hölle auf Erden zu verhüten. Dazu sollten wir gemeinsam in der ganzen Christenheit die machtvolle Hilfe jener Frau anrufen, die als Mutter des Erlösers die Mutter Gottes und als Mutter des Erstgeborenen unter den Brüdern zugleich die Mutter der Menschen ist. Sie, die Mutter Gottes, kann, und sie, die Mutter der Menschen, will uns helfen in der großen Not.

Vor Deinem Bild, o Mutter

Wenn am Altare hell die Rosen leuchten
Dir Jungfrau-Mutter, Himmelskönigin,
Will liebend sich mein Auge feuchten,
Und meine eitlen Wünsche schmelzen hin.

Du bist mir Schild und Wehr in meinem Streite
Und liebst die heilge Glut in mir.
Ich nehm mein gläubig Herz in jede Weite,
Damit es wachse nun in Dir!

Beglückt kann ich die Fahrt ins Unbetretne wagen;
Dein Bild grüßt mich auf jedem Steg.
Und auch in schweren, dunklen Tagen
Bist du der Stern auf meinem Weg.

In deinem Lobgesange wohnt der Trost,
Der Tag und Stunde heimlich mich begleitet.
Wenn um mein Schiff die dunkle Welle tost,
Bist Du das Licht, das meine Seele weitet!

Friedrich Schelling

Ist es nicht an der Zeit, daß die katholische Christenheit aller Kontinente sich der Tatsache erinnert, daß Benedikt XV., der Papst des ersten Weltkrieges, der den Krieg mit den schärfsten Ausdrücken ("Wahnsinn", "Verbrechen", Selbstmord" usw.) gebrandmarkt hat, mitten im Grauen des Völker-

schlachtens den vergessenen Muttergottesnamen "Regina pacis", "Königin des Friedens" wieder hat aufleuchten lassen in der dunklen Welt? Am 5. Mai 1917 ordnete er an, daß die Anrufung: "Du Königin des Friedens — bitte für uns" als letzte in die Lauretanische Litanei eingefügt werde und für immer darin bleibe. Schon vordem, wir kennen ein solches Gebet aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, haben die katholischen Christen in Kriegsnot zu Maria als Königin des Friedens gefleht.

"Einen größeren Kontrast als Maria und den Krieg kann man sich nicht denken", liest man in Pater Stratmanns Buch über die Regina pacis, mit dem er im Jahre 1927 "am friedensreichen Wesen und Leben U. L. Frau" ein ganze Lehre vom Frieden darstellte. Das ist ganz einfach eine Feststellung, gegen die niemand etwas vorbringen kann. Und wenn man ehedem die Mutter Gottes auch wohl "Maria de Viktoria", "Maria vom Siege" nannte und zu ihr um den Sieg gegen die Heere der Heiden flehte, so ist es in unseren Tagen nicht der Sieg im Kriege, um den die Christenheit die Himmelskönigin bestürmt und bestürmen darf, sondern es ist der Sieg über den höllischen Krieg von heute und morgen, der Sieg für den Frieden und die Freiheit in einem. Mit den heutigen Waffen darf kein Krieg mehr sein. Dazu brauchen wir auf Erden die Hilfe des Himmels: Regina pacis — ora pro nobis, Du Königin des Friedens — bitte für uns!

Von Jugend auf kennen wir das "Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria: es ist noch nie erhört worden, daß jemand, der zu dir seine Zuflucht nahm, deine Hilfe anrief und um deine Fürbitte flehte, jemals sei verlassen worden . . ." Wenn wir das glauben, dann können wir doch nicht sagen, es sei eben nichts zu machen, wir kleinen Leute könnten nichts gegen das drohende Unheil ausrichten. Wie, wenn "Maria vom Siege" als die Königin des Friedens mit uns ist, dann vermöchten wir nichts für den Frieden? Es ist doch gewiß nicht richtig, wenn wir zur Mutter Gottes stets nur in unseren privaten Nöten und Anliegen flehen und sie, die "Hilfe der Christen", in den großen Angelegenheiten und den gegegenwärtigen ungeheuerlichen Gefahren der Menschheit völlig außer Betracht lassen.

Wenn wir daran denken, wie ungezählte Male in der weiten Christenheit Maria als "Schutzmantelmadonna" dargestellt worden ist und ein wie großes Vertrauen auf ihren Schutz, ihre "Mantelschaft" sich darin bezeugt, dann werden wir mit den Blumen und Gebeten auch die große Sorge um die Abrüstung und die Befriedigung der Welt in Kindervertrauen zu den Maialtären tragen, zur Königin des Friedens. "So ich an die Zukunft denke, weine ich beim Anblick jedes kleinen Kindes", hat der greise Churchill in einer der letzten Reden gesagt, die er im Unterhaus gehalten hat. Ihr Mütter zumal, die ihr um die Zukunft eurer Kinder bangt, im Himmelreich ist eine Mutter, von der und mit der ihr für eure Kinder eine andere Zukunft erbeten könnt. Denn sie ist "voll der Gnade" und "der Herr ist mit ihr" und sie heißt die Königin des Friedens. Schließt euch mit den Kindern und den Vätern an ihren Altären zu einer Gebetsliga für den Frieden zusammen. –

Von Hass und Liebe

von Martha Solmar

Der Haß und die Liebe trafen einander.

"Höre", sagte der Haß zur Liebe, "wir wollen eine Wette abschließen, wer von uns beiden die Welt regieren soll."

Die Liebe schätzte Wetten nicht. Sie fand, man setze nichts auf Spiel, am wenigsten sich selber. Sie schwieg.

Der Haß nahm es als Zustimmung. "Es gilt", sagte er. "Dem soll die Welt gehören, dessen Stimme bis in den Himmel zu dringen vermag."

Die Liebe sah flüchtig auf, dann senkte sie wieder den Kopf. Der Haß nahm es als Zustimmung. "Jeder", sagte er, "kann es dreimal versuchen."

Er stellte sich fest auf seine kräftigen Beine, holte tief Atem und rief: "Himmel, hörst du mich? Ich bin der Haß." Erwartungsvoll sah er nach oben.

Die Liebe sagte nichts.

Sie getraut sich noch nicht, dachte der Haß, weil sie meine laute, kräftige Stimme hört. Ich will es gleich nochmals versuchen.

Er holte tief Atem. Seine Stimme klang noch stärker als vorher "Himmel", rief er, "hörst du mich? Ich bin der Haß."

Er blickte wieder nach oben. Nichts war zu hören. Er sah zur Liebe, die stillstand und wartete. Ich will es ein drittesmal versuchen, dann getraut sie sich gar nicht mehr.

Er breitete beide Arme aus und holte tief Atem. "Himmel", rief er wieder, "hörst du mich? Ich bin der Haß."

Er blickte zur Liebe, die noch immer stillstand und wartete. Er sah nach oben.

Da hörte er eine Stimme "Liebe", sagte die Stimme vom Himmel. Die Liebe stand still und schwieg. Der Haß sah, daß sie lächelte. "Liebe sagte die Stimme, "ich höre dich."

"Wie kommt es", fragte der Haß voll Ärger, daß deine Stimme bis in den Himmel dringt? Ich habe nichts gehört. Du hast doch gar nichts gesagt!"

"Gesagt?" fragte die Liebe. "Meine stärkste Kraft liegt im Schweigen."

VATER

Vater im Himmel — ja, ich meine dich,
mein eigner Vater, lang von mir gegangen
in jenes Land; und dennoch — sieh, wir hangen
noch immer aneinander: ewiglich.

Aus früher Kindheit hab ich dies bewahrt:
ich schaue auf zu dir mit leisem Bangen,
da nimmst du meine Hand, hältst sie umfangen
mit deiner größern Hand so mild und zart.

Und führt mich fort durch Lärm und Hast, auf Wegen,
die fremd mir sind und seltsam unbekannt.
doch deine Nähe ist mir wie ein Segen.

Gott-Vater, dieses weiß ich unverwandt:
ich muß nur meine Hand in deine legen
und geh getrost in jenes andre Land.

Maria Schmit

Aus der katholischen Welt

Ein Konzil! — Wer war nicht überrascht, als Papst Johannes XXIII. ein ökumenisches Konzil angekündigt hat? Im Bewußtsein des Durchschnittskatholiken taucht bei Nennung des Namens "Konzil" das nicäa-konstantinopolitanische auf, und das liegt sehr, sehr lange zurück. In den aktuellen Betrachtungen über die Kirche kam ein Konzil jedenfalls nicht mehr vor. Man hielt es für einen Bestandteil der Kirchengeschichte, der abgeschlossen ist. Man hatte sich an römische Sendschreiben gewöhnt und war unausgesprochen der Meinung, daß dies die Weise der Kirche sei, ihr Wort in die Zeit hineinzusagen und den Standort der Katholiken zu Tagesfragen zu umreißen.

Papst Johannes änderte das, wie er in seiner kurzen Zeit auf dem Stuhle Petri schon manches geändert und manches Überkommene mit neuen Aspekten gefüllt hat. Und mit einemmal leuchtet es grell vor uns auf, daß die Kirche — und nicht nur die katholische Kirche — in einer weltweiten und entscheidenden Auseinandersetzung steht mit ihrer Gegenkraft, mit dem Materialismus, der Gott verneint und den Geist, den Stoff aber heilig spricht.

In ähnlichen Lagen haben in früheren Jahrhunderten die Päpste zum Konzil gerufen. In einer solchen Lage tut es nun auch Papst Johannes XXIII. Wenn die erste Überraschung über das Ungewohnte vorbei ist, wird man erkennen, wie selbstverständlich er es getan hat, und wie richtig es war, das "Plenum" der Kirche mit der Lage der Kirche in der Welt zu konfrontieren und damit aller Welt zu zeigen, wo die Kraft ist, die zur Überwindung der gegenwärtigen Gefahren bereitsteht.

Die Form, in der unser Papst das Konzil angekündigt hat, kommt einer Einladung an die getrennten Bekenntnisse gleich, einer Einladung zur Wiedervereinigung. Das erste Echo aus jener Richtung klingt nach Überraschung, ist aber nicht unfreundlich. Vor den Geistern, in denen wirklich "religio" wirksam ist, die Beziehung zu Gott, taucht die Vision einer einzigen allgemeinen Kirche auf. Alle diese Geister hüben und drüben, innerhalb der katholischen Kirche und außerhalb von ihr, leiden an der Spaltung und an der Tiefe dieser Spaltung. Es sind Wunden am Körper der Christenheit. Wenn darum die katholische Kirche aufruft zur Einheit im Glauben, die katholische Kirche, die immer die Spaltung als großes Unglück beklagt hat, so hat das ein aus der Tiefe kommendes und weltweit wirkendes Echo. Noch ist nicht zu erkennen, wie Papst Johannes die Grenze der Einladung zum Konzil ziehen wird, wer immer aber auch dabei sein wird, die Wirkung und Auswirkung dieses Konzils in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts wird groß sein.

Das Konzil verstärkt unsere innere Gewißheit, daß wir in außerordentlichen Zeiten leben und Aßerordentliches tun müssen, um diese Zeit wieder in Ordnung zu stellen, die Gott der Welt zugedacht hat. Eine der großen Vorbedingungen dazu ist die Wiedervereinigung derer, die sich dem Antichristen zum Kampfe stellen, die Wiedervereinigung der Christen. Und dazu ist das Konzil ein kraftvoller Versuch. Dem Versuch wird Erfolg nich versagt sein, wenn die Christen dafür eintreten und dafür beten.

Papst Johannes besucht Gregoriana. — Papst Johannes XXIII. stattete der Päpstlichen Gregorianischen Universität einen Besuch ab und befaßte sich in seiner Ansprache vor den Professoren und Studenten, mit den besonderen Aufgaben einer päpstlichen Universität. Der Titel Universität bedeute Universalität der Studien, führte der Papst aus. Die Tatsache, daß Studenten aus 74 Nationen die Gregoriana besuchen, dokumentiere zugleich auch das universale Lehramt der Kirche. Die Gregoriana leiste insofern einen besonderen wertvollen Beitrag als sie eine klare und der Zeit entsprechende Darstellung der Lehre Christi vermittle und dem Klerus dadurch in seiner Seelsorgearbeit größere Sicherheit gebe. Bei seiner Ankunft in der Universität war Papst Johannes XXIII. von dem Großkanzler der Gregoriana, Kardinal Pizzardo, begrüßt worden. An dem Festakt nahmen mehr als 20 Kardinäle und unter anderen hohen Persönlichkeiten auch der General des Jesuitenordens, P. Johannes Janssens, teil. Im Namen aller Professoren und der 2575 Studenten überreichten Alumnen aus fünf Erdteilen dem Papst zum Abschied einen goldenen Kelch und ein kunstvoll gearbeitetes Missale.

Rosenkranzgebete über Rundfunk — Die Apostolische Pönitentiarie, das Amt des Vatikans für praktische Fragen der Ablässe, hat entschieden, daß die üblichen Ablässe für das Rosenkranzgebet auch dann gewonnen werden können, wenn der Rosenkranz über das Radio vorgebetet wird. Allerdings muß die Rundfunkübertragung direkt erfolgen und darf keine Band-, Schallplatten- oder sonstige mechanische Aufnahme sein. Dieser Entscheid wurde in der neuen Ausgabe der Acta Apostolicae Sedis, der offiziellen Publikation vatikanischer Dokumente, auf eine Anfrage hin veröffentlicht.

Papst besuchte kranke Geistliche — Papst Johannes XXIII. hat unerwartet die Niederlassung der Priesterbruderschaft zur Pflege kranker Geistlicher auf dem Monto Mario im Norden Roms besucht. Auf seiner Fahrt vom Vatikan zu dem Krankenhaus wurde er nur von seinem Sekretär Msgr. Capovilla und dem zuständigen Kommissar der italienischen Sicherheitspolizei begleitet. Die Bevölkerung der nördlichen Stadtteile Roms begrüßte den Papst bei seiner Hin- und Rückfahrt lebhaft.

Bistum Rom betet für China — Zum Gebet für die Katholiken Chinas hat Papst Johannes XXIII. in seiner Eigenschaft als Bischof von Rom die Katholiken der Ewigen Stadt aufgefordert. In einem Brief an den Generalvikar von Rom, Kardinal Micara, bat der Papst die römischen Katholiken, gemeinsam mit ihm in der Basilika Sankt Paul vor den Mauern ein Zeugnis der Solidarität mit den verfolgten chinesischen Katholiken abzulegen. In seinem Brief an Kardinal Micara erinnerte der Papst an seine Ansprache vor dem ersten Konsistorium. Er hätte damals das Wort von dem Schisma in China nicht ausgesprochen, wenn nicht die traurige Wirklichkeit ihn dazu gezwungen hätte. Der oberste Hirte der Kirche könne nicht stumm bleiben angesichts des drohenden Verlustes eines erwählten Teiles seiner Herde. Wie er damals alle Bischöfe aufgefordert hätte, Bittgottesdienste für die Katholiken Chinas anzuordnen, wolle er dasselbe jetzt auch für seine Diözese bestimmen.

Konsequenz aus Mikojans Bekenntnis ziehen. — Der Vatikansender nahm in einer Berachtung zu dem Bekenntnis zur Gottlosigkeit Stellung, das der stellvertretende sowjetische Ministerpräsident Mikojan in einem Fernseh-Interview in Amerika abgelegt hatte. Dieses Bekenntnis zur Gottlosigkeit, so hieß es in dem Kommentar des Vatikansenders, erklärt besser als alles andere die Rolle, die Mikojan bei den Schlächtereien in seiner armenischen Heimat, in der Ukraine und in Ungarn gespielt habe. Der Glaube an Gott sei das Hindernis für jede Willkür, während die Gottlosigkeit zur reinen Machtauffassung, zur Freiheitsdrohung und zur Angst führe. Die Welt müsse aus diesem Bekenntnis Mikojans zur Gottlosigkeit die Konsequenzen ziehen, hieß es weiter im Vatikansender. Es müsse die Völker zur Vorsicht mahnen bei allen Verhandlungen mit Menschen, die den Gottglauben als einen Aberglauben der Vergangenheit bezeichneten.

Wie viel Erde braucht ein Mensch?

von Josef Laumen

Wird in absehbarer Zeit die Bevölgerungsziffer der Welt derart anwachsen, dass die Erde nicht mehr genügend Nahrung aufbringen kann? Der Versuch der Familie Willing in Essen-Bredeney gab Antwort auf diese Frage. Die erschaffene Erde, die Welt der Menschen, kennt kein Dasein nach sinnlosen Gesetzen. Sinnloses kann nur der Mensch in die Welt setzen.

Fünf Jahre lang lebte mitten im dichtbesiedelten Ruhrgebiet eine sechsköpfige Familie auf einem mit Stacheldraht umgebenen Eiland unter der vertraglich eingegangenen Verpflichtung, sich ausschließlich aus den Erträgen des Bodens zu ernähren. Es handelte sich um einen Versuch der Kohlenstoff-biologischen Forschungsstätten Essen, der eine exakte Antwort auf die Frage geben sollte, wieviel Erde ein Mensch zu seiner Ernährung braucht. Der Versuch lief — aus bestimmten Gründen — in aller Stille. Erst jetzt wurde durch die Veröffentlichung der wissenschaftlichen Auswertung des Versuches das Unternehmen der Familie Willing bekannt.

Wird in absehbarer Zeit die Bevölkerungziffer der Welt derart anwachsen, daß die Erde nicht mehr genügend Nahrung aufbringen kann? Tag für Tag beträgt der Zuwachs die bisher nie gekannte Zahl von 70 000 Menschen. Mit welchem Minimum an Bodenfläche müssen wir als Ernährungsgrundlage für einen Menschen rechnen? Das war die Frage, die der Versuch beantworten sollte. Am Schreibtisch hatte der Theoretiker ausgerechnet, daß es möglich sein müsse, einen Menschen vom Ertrag einer Fläche von 1 250 qm, eines halben Morgens also, zu ernähren. Dabei waren die mittleren Bodenerträge, die die landwirtschaftlichen Handbücher verzeichnen, zugrunde gelegt. Stimmt das auch in der Praxis?

Die Forschungsstation pachtete in Essen-Bredeney ein drei Morgen großes landwirtschaftlich genutztes Gelände. Sie fand in dem Kruppschen Ingenieur Wilhelm Willing den Mann, der bereit war, mit Frau und vier Kindern auf das Eiland zu einem Versuch zu gehen, der hier zum ersten und bisher einzigen Male in der Welt durchgeführt wurde.

In seinem Wohnzimmer in der Kruppstraße sitzen wir dem modernen Robinson, der nun wieder seit einer Weile in die bürgerliche Welt zurückgekehrt ist, gegenüber. Sein Sohn Alfred, der die Hauptlast der Arbeit getragen hat, hilft dem Vater, die Erinnerungen an die ersten schweren Tage auf dem Versuchsfeld aufzufrischen. Ein soeben abgeerntetes Gerstenfeld und Teile einer kriegszerstörten Baracke waren die "einsame Insel". Alfred — damals 19 Jahre alt — unterbrach seine Ausbildung und siedelte in einen nahegelegenen Steinbruch über, der ihm eine provisorische Schlafgelegenheit bot. Aus einer Werksküche brachte man ihm das Essen. Vom Morgen bis zum Abend schuftete er am Bau des Häuschens. Daneben pflanzte er Grünkohl, Steckrüben und Rote Beete, die man noch im gleichen Herbst ernten konnte. Nach Feierabend kam Vater Willing heraus, und gemeinsam ging es an die Herbstbestellung: Wintergerste, Weizen, Roggen und Raps. Im darauffolgenden Januar siedelte die ganze Familie auf das Eiland über. Der lange Winter schob die ersten Arbeiten weit in das Frühjahr hinein.

Für die Anlaufzeit bis zur ersten Ernte galt die Verpflichtung der Eigenversorgung natürlich noch nicht. Aber dann kam die erste Kartoffelernte.

Inzwischen war auch ein Ziegenlämmchen angekommen. Es wurde anfangs wegen der Kälte im Kuhstall des benachbarten Bauern untergebracht, wo es prächtig gedieh. Nach der Kartoffelernte konnte auch ein Läuferschwein angeschafft werden.

Es folgte die erste Getreideernte und — der Mehlmast wegen weit hinausgeschoben — das erste Schlachtfest. Mutter Willing, eine wirtschaftlich denkende Frau, bewahrte ihre Lieben vor verdorbenen Mägen. Sie hielt hohe Stapel Büchsen für die Fleisch- und Fettschätze bereit bereit, denn sie hatte genau ausgerechnet, wie lange der Vorrat reichen mußte.

Ein Viertel des Landes diente als Garten, der übrige Teil war Ackerland. Im Garten wuchsen die Beerensträucher und die von den Willings gepflanzten Spindelbäume auf das üppigste. Das gab schon nach den ersten Jahren Rekordernten an Beeren und Obst. Schon im ersten Herbst hatte der

---

Wir danken Dir, himmlischer Vater, für dieses Mahl und alle Gaben, die wir von Deiner Güte empfangen haben. Der Du mit irdischen Gütern sättigst, mache uns hungrig nach den himmlischen Gaben. Amen.

Sohn nach der Ablieferung der Zuckerrübenernte einen Doppelzentner Zucker nach Hause gebracht. Als dann das Obst zentnerweise geerntet wurde, kochte Mutter Willing ein: Mehr als 400 Gläser — die Büchsen nicht gerechnet — standen jeden Winter bis zum Rande gefüllt auf den Regalen.

Im Vertrag wurde die Familie Willing verpflichtet, über Erträge, Düngung und Verwertung der Ernten genauestens Buch zu führen. Sie durften außer Salz, Backpulver, Futterkalk, Mineraldünger und Torf nichts "einführen". Der wissenschaftliche Ehrgeiz von Ingenieur Willing bürgte für unbedingte Einhaltung dieser Bedingungen, auf denen der Versuch basierte. Theoretisch war errechnet worden, daß die Erträge aus dem Ackerland bei einer fünfjährigen Fruchtfolge mit acht Ernten in fünf Jahren pro Tag und Kopf 2 920 Kalorien einbringen würden. Ziege, Schwein, Hühner und Kaninchen — aus dem Futteranbau und den Abfällen gefüttert — sollten nach dem Rechenstift noch 315 Kalorien je Tag und Kopf liefern. Das an Norm von 4 000 Kalorien noch Fehlende hoffte man, aus dem Garten zu gewinnen.

Die angesetzten Werte wurden fünf Jahre hindurch gut erreicht. Die Familienmitglieder gediehen auf das prächtigste. Allerdings war es für Mutter Willing manchmal sehr hart, ihren Kleinsten bei einem Besuch in der Stadt nicht einmal ein Stückchen Schokolade, eine Apfelsine oder eine Banane kaufen zu dürfen. Es mag auch für die Erwachsenen nicht immer leicht gewesen sein, an den gefüllten Schaufenstern vorüberzugehen. Aber sie hielten eisern durch, bis nach fünf Jahren der Versuch im allseitigen Einvernehmen beendet wurde.

Und hier das wissenschaftliche Ergebnis des Versuchs: Dr. Fritz Gummert, dem die Universität Gießen vor kurzem den Dr. med. h. c. verlieh, übergab es der Fachwissenschaft in einer ausführlichen Arbeit. Ein Mensch kann von 1 250 qm Boden gut und abwechslungsreich ernährt werden. Das sind 800 Menschen pro Quadratkilometer. Im Bundesgebiet kommen aber auf 1 qkm Acker- und Gartenland nur 568 Menschen. Eine globale Rechnung ergäbe dieses Resultat: Die Erde zählt 35 Millionen qkm landwirtschaftlich genutzte Fläche. Davon sind 13 Millionen Acker, 22 Millionen qkm Weiden und Wiesen. Nur das Ackerland gerechnet, müßten davon — bei gleich intensiver Bewirtschaftung wie auf dem Versuchsfeld — 13 Millionen mal 800, also 10,4 Milliarden Menschen mit 4 000 Kalorien täglich ernährt werden können. Das ist gut das Vierfache der heute lebenden Menschheit, die jedoch zur Hälfte heute noch weniger als 2 000 Kalorien täglich zur Verfügung hat.

Dabei sind die Erträge aus den 22 Millionen qkm Weiden und aus dem Meere nicht gerechnet. Die Wissenschaftler meinen auch, daß von den Wiesen und Weiden noch gut fünf Millionen qkm in landwirtschaftliche Nutzung genommen werden könnten. Weiter wurden die noch möglichen Ertragssteigerungen durch künstliche Beregnung, Meliorationen, Züchtung leistungsfähiger Pflanzen, Verkürzung der Vegetationszeiten, Verbesserung der Technisierung, intensivere Schädlingsbekämpfung und die am Horizont sich abzeichnende künstliche Gewinnung von Nährstoffen (Algenkulturen) usw. nicht in Rechnung gestellt.

Die Erde bietet genügend Nahrung für alle Menschen, wenn man sich in aller Welt auf eine intensivere Bewirtschaftung des Bodens konzentriert. –

Kreuz und Halbmond in Aegypten

Die christliche Tradition Ägyptens reicht bis in die Urzeiten des Christentums zurück. Schon unter Kaiser Nero war Alexandrien Bischofsstadt. Hier entstand auch die erste Theologenschule, aus der unter anderem die Kirchenlichter Origines, Athanasius und Cyrillus hervorgingen. Irrlehrer jedoch, vor allem Arius und der Patriarch Dioskorus, spalteten die Kirche im Land der Pharaonen. Und schlimmer noch: die Sektenchristen riefen die Erzfeinde des Christentums ins Land, die Mohammedaner. Nicht lange, dann vernichteten diese nicht bloß die katholische, sondern auch die Sektenkirchen. Vergebens bemühten sich seit den Tagen des hl. Franz von Assisi Franziskaner, Dominikaner, später Jesuiten, Lazaristen und viele andere auf den spärlichen Trümmern der altchristlichen Kirche von neuem das christliche Kreuz aufzupflanzen. Erst unter Pascha Mehuned Ali (1801 bis 1849) konnte ganz allmählich die schismatische koptische Kirche und von Jerusalem aus das katholische Christentum neu begründet werden. Leider wurde die in den neunziger Jahren einsetzende Wiedervereinigungsbewegungen bei den Kopten durch die orientalische Geistlichkeit aufgehalten. Aber es kam doch durch Leo XIII. zur Errichtung des unierten Patriarchats Alexandrien. Insgesamt werden heute in ganz Ägypten gegen 250 000 Katholiken gezählt. Davon sind rund 190 000 Ägypter. Die starke Seite der ägyptischen Missionskirche bilden die Schulen, besonders die Kollegien.

Die nicht unierte koptische Kirche Ägyptens weist in dem Patriarchat mit 17 Diözesen rund zwei Millionen Mitglieder auf, die sich um 650 Kirchen mit 3000 Priestern gruppieren. Gegenüber den Lateinern und Unierten wird aber von einer großen Rückständigkeit in der Bildung des Klerus und Volkes gesprochen. Außerdem ist mit etwa ¼ Million nicht unierten Armeniern, Griechen und Syrern zu rechnen.

Mit 2,5 Millionen Schismatikern, einer Viertelmillion Katholiken und 150 000 Protestanten steht die christliche Kirche in Ägypten ganzen 17,5 Millionen Mohammedanern gegenüber.

Man kann gewiß nicht von besonders hervorragenden Erfolgen des Christentums in Ägypten seit anderthalb Jahrhunderten reden; aber sie sind vielleicht doch größer, als man hätte erwarten können. Jedenfalls hat es sich einen angesehenen Platz erobert und genießt auch im allgemeinen beim mohammedanischen Volk Ansehen.

"Vater unser"

von Hans Pille

Die Lokomotive zischte lange dann wehte eine grauweiße Dampffahne über die Wagen hinweg, dem kleinen Kiefernwäldchen zu. Holst war allein in dem Abteil. Er kehrte aus der hintersten Einsamkeit eines Lagers zurück, wo er als Techniker in geheimgehaltenen Industrien hatte arbeiten müssen. Von dem wenigen ersparten Geld hatte er sich Kleider gekauft, dazu für Julia, seine Frau, und seinen Jungen Michel ein paar Geschenke, die er in einem Holzkoffer verwahrte. In zehn russischen Jahren war er im Wesen und Gesicht ein fremder Mann geworden.

"Hast du keine Angst, daß deine Frau inzwischen einen anderen Mann hat?" hatte Füster gespottet. Füster war ein kleiner, zäher Kerl gewesen mit einer Haut wie die eines opiumsüchtigen Asiaten; er hatte zwölf Jahre Fremdenlegion hinter sich und war wohl nicht erst in Rußland zum Zynicker geworden. Die Narbe in Holsts Gesicht würde zeitlebens an ihn erinnern. In der Sommerhitze hatte Füster mit dem Schweißbrenner gearbeitet, als plötzlich eine blutgierige Mücke ihn in den Handrücken gestochen hatte. Füster hatte in jähen Schreck den Brenner hochgerissen, und der glühende Strahl war über Holsts Wange gezischt. Zwar hatte der Lagerdoktor die Wunde gut versorgt, jedoch eine rote, stark entstellende Narbe war geblieben.

Er wurde erregt. Während der Fahrt hatte er mit dem Rest eines Zimmermannsbleistiftes Julias Gesicht auf ein Blatt aus einem russischen Schulheft gezeichnet, immer wieder aus der Erinnerung ihre Züge zu bannen versucht, bis er geglaubt hatte, sie so wie er sie einst verlassen, vor sich zu sehen. Aber wenn sie ihn nun in den zehn Jahren des Alleinseins vergessen hatte? Aus der fernen russischen Erinnerungsphäre klang jetzt eine Stimme herüber, das dunkle mahnende Organ des Geistlichen Milden, des Seelsorgers aus der Eifel: "Und immer wieder: Vater unser . . ."

Auf einem Bahnhof sprang im letzten Augenblick ein Mann auf Holsts Wagen zu. Holst hörte, daß er durch den Gang kam, dann zog er die Tür auf und betrat das Abteil. Er atmete heftig. "Erlauben Sie, daß ich hier . . .?" fragte er.

"Bitte", sagte Holst, ohne ihn anzusehen. Der Mann betrachtete forschend den Anzug seines Mitreisenden und erschrak ein wenig vor der flammenden Narbe, dann ruhte sein Blick auf dem Holzkoffer. "Sind Sie ein Heimkehrer?" fragte er.

Jetzt erst sah Holst ihn an; er blickte eine Weile in das Gesicht des Neugierigen, den er alsbald erkannte.

Seltsam, dachte er, er hat sich kaum verändert . . . "Ich laufe immer einer seltsamen Sehnsucht nach", sagte er dann langsam.

Der Mann sah ihn mißtrauisch an. "Was sagen Sie?" fragte er.

"Das sagte Julia manchmal."

"Julia?"

"Ja, Julia, meine Frau!" antwortete Holst.

"Ihre Frau? — Julia?" fragte der Mann wieder, sich vorbeugend. Holst konnte sich nicht länger beherrschen. "Ja — Schwiegervater!" rief er.

Aber Boikmann, sein Schwiegervater, lachte nicht, sondern wurde blaß. "Sie sind — du bist . . ." stammelte er. "Du bist — Ruder — Ruder Holst?"

Holst nickte. Mit der Hand nach seiner Brust greifend, wo sein jäh erschrecktes krankes Herz hämmerte, starrte Boikmann ihn an und flüsterte: "Du willst Holst sein? Du kannst es gar nicht sein, denn — du bist — tot! Jawohl, tot! Laut Urkunde bist du 1949 gestorben . . ."

Holst lachte. "Das ist ein schöner Scherz. Man erklärt mich für tot — und da sitze ich nun! Willst du mir keine Hand geben?"

Boikmann starrte auf die Narbe und sagte hastig: "Julia hat dich für tot erklären lassen. Vor vier Jahren. Seit drei Jahren ist sie — wieder verheiratet!"

Er wich vor den Augen seines Schwiegersohnes zurück, die sich ihm näherten, die aus dem Gesicht hervorzuquellen schienen, wich zurück vor der flammenden Narbe, die roter wurde, je mehr das Gesicht erblaßte.

"Das mußt du verstehen", stammelte er.



**Der Himmel glänzt im Morgenrot,
Die Luft erklingt von Lobgesang,
Die ganze Welt ist voll Triumph,
Die Hölle bebt entsetzt vor Wut.**

**Denn dieser mächtige Königsheld
Führt nun der Väter freie Schar
Aus unterirdischer Totengruft
Zu Licht und neuem Leben hin.**

**Trotz Wächter an des Grabes Rand,
Trotz Siegel, Stein und Felsengrab,
Ist er doch Sieger voll Triumph,
Begräbt den Tod im eigenen Grab.**

**Genug der Totenklage nun,
Genug der Tränen und der Qual;
Erstanden ist der Herr vom Tod!
So ruft der Engel strahlend aus.**

Osterhymnus aus dem Brevier

Holst dachte an Sibirien, an zehn tote Jahre, die sich verdoppelten, weil sie vergebens erlitten worden waren. Und es mußte eine Stimme im Abteil sein, die lästerte: "Deine Ehe ist längst verjährt!"

"Sie hat mich vergessen", sagte Holst leise.

"Nein", widersprach Boikmann. "Du hast nicht geschrieben, nicht bewiesen, daß du noch lebtest. Also bist *du* schuldig. Gewiß, du warst gefangen, aber du mußt berücksichtigen: eine junge Frau, zehn Jahre allein, und in jener Zeit! Ein Mann kann zu anderen Frauen gehen, aber . . ."

"Du irrst! Wir sahen Frauen nur von weitem, und wir wollten es auch nicht. Aber Julia ist zu anderen Männern gegangen!"

Boikmann hob abwehrend die Hand. "Das hätte meine Tochter nie getan. Einen einzigen Mann hat sie kennengelernt, und den hat sie geheiratet."

"Aber sie gehörte mir!" rief Holst. Boikmann erwiderte: "Auch wenn die Todeserklärung nicht wäre, so verlöre doch wohl jede Ehe nach zehn Jahren absoluter Trennung ihre Gültigkeit."

"Ich glaubte bisher", sagte Holst bitter, "daß eine vor dem Altar geschlossene Ehe nur durch den Tod . . ."

"Durch den Tod, ganz recht!" unterbrach Boikmann ihn triumphierend. Er sah wieder auf seine Uhr. "In fünf Minuten sind wir in Rebessen. Höre: Du darfst nicht zu Julia gehen, es gibt sonst ein Unglück!"

Holst starrte zum Fenster hinaus. "Ich kann ja gar nicht kommen — ich bin ja tot! Sie hat es bestimmt."

"Alles aussteigen! Zug endet hier!" rief der Zugführer, an den Wagen entlanggehend. Der Schaffner öffnete die Abteiltür und sagte freundlich: "Wir sind in Rebessen."

Er gab seinen Koffer in die Gepäckaufbewahrung; den nmit den Geschenken, die darin waren — der Samowar für Julia und die Schlittschuhe für den Jungen —, eilte es nicht mehr so.

Die Stadt war verändert. Es fiel ihm ein, daß er nicht wußte wo Julia wohnte und — welchen Namen sie jetzt hatte. Eh schlug den Mantelkragen hoch und zog den neuen Hut, der etwas zu groß war, in die Stirn. Lindenweg 112 hatten sie gewohnt, zwei Treppen hoch. Diese nette kleine Wohnung mit dem Balkon zur Flußseite hin war seine ganze Glückseligkeit gewesen, die Glückseligkeit eines einfachen Menschen. Aber danach hatte er Kasernen kennengelernt, wenig später zugige Baracken, hatte erfrorene Glieder gesehen und Kameraden gehört, die kaum noch Menschen waren, fluchende und betende Kreaturen, Füsters und Geistliche, Kinder in der Seele und Zyniker des Wortes. Der Geistliche, dieser Eifelbauer mit dem schützenden Mantel seines Glaubens, hatte gesagt: "Ganz langsam und konzentriert mußt du beten, Holst: Vater unser . . ."

In Nummer 85 hatte damals Schiller gewohnt, ihr Konstrukteur. Vor lauter Aufregung bemühte er sich, nur an Schiller zu denken, und darüber stand er plötzlich an der Stelle, wo früher das Haus Nr. 112 gewesen war. Es wurde dort wieder gebaut, die Mauern ragten bis zum ersten Stock empor. Der Balkon, dachte er enttäuscht.

Es wurde Abend. Frost hauchte über kleine Pfützen eine durchsichtige Eisschicht. Schimmernde Risse sprangen hindurch, wenn ein Fuß sie am Rande erschütterte, und dünne Zweige der Linden lagen eingefroren, so wie Fußläufe in eine Landkarte eingezeichnet sind.

Julia jetzt noch zu suchen, war zwecklos. In der Kölnischen Straße ging er in das "Rote Roß", ein Hotel, das er dem Namen nach von früher kannte. Der Porter sagte:

Die Kirche der Suender

Lacordaire, der berühmte französische Kanzelredner des 19. Jahrhunderts, schreibt in seinen "Briefen über das christliche Leben" von der Kirche: "Nicht bloß die von der Liebe Gottes ergriffenen Seelen gehören der Kirche an. So bewundernswürdig auch eine nur aus Gerechten bestehende Gesellschaft wäre, eines ermangelte ihr, worauf die göttliche Liebe sich erstreckte, es fehlten ihr die Sünder. Jesus Christus hat sie nun aber zu heiß geliebt, als daß er sie von seinem Werke und von jeglicher Gemeinschaft mit ihm ausschließen könnte. "Ich bin nicht gekommen, um Gerechte zu berufen, sondern Sünder." Die Gerechten sind jene, die lieben, die Sünder jene, die nicht lieben. Abgekehrt von Gott infolge einer Schwachheit, die ihrer Schuld, aber auch der Schuld ihrer Väter zuzuschreiben ist, bewahren sie in ihrer Entfernung die Kraft zurückzukehren. Ihr Herz ist abgewendet, aber nicht erstorben. Gott kennt seine Falten, den Rest des Feuers, das unter der Asche glimmt; er entdeckt darin noch geheime Stellen, die bestimmt sind zur Reue, Pforten, die vor dem Lichte noch nicht vollständig verschlossen sind; Erinnerungen, die Hoffnungen in sich keimen lassen; zuweilen einen einzigen Punkt, durch den das Leben plötzlich wieder zurückkehren wird, wie ein Gast, der auf der Schwelle eingeschlafen ist. Die Sünder sind für die Gnade Gottes, was das Chaos zur Zeit der Schöpfung für seine Allmacht gewesen ist. "Die Erde", sagt die Heilige Schrift, "war gestaltlos und leer und Finsternis schwebte über Wassern." So verhält es sich mit der sündigen Seele: der Geist Gottes ruht auf ihren Ruinen wie ein Balsam und ein Ferment; wie ein Ferment, das das Leben erweckt, wie ein Balsam, der die Wunden des Todes heilt.

Mehr als ein finsterer Sektierer hat es gewagt, den Sündern zu fluchen und sie aus dem Schoße der Kirche zu entfernen; aber die Kirche, treu dem Beispiel ihres Meisters, hat sie stets tief in ihrem Innersten behalten, sich erinnernd, "daß Freude sein wird im Himmel über einen bußfertigen Sünder mehr als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen." Wie Jesus Christus setzt sie sich an die Tafel des öffentlichen Sünders, läßt sich berühren von der Hand der Sünderinnen, tritt in Unterredung mit der Samariterin und nimmt Gastfreundschaft entgegen unter dem Dache des Zachäus.

Von diesem Gesichtskreise aus sind unsere Pflichten gegen die Kirche zu betrachten. Die erste von allen ist der Glaube an sie. –

"Leider habe ich nur noch in einem Doppelzimmer ein Bett frei."

Holst wäre lieber allein geblieben, doch war er zu müde und gleichgültig, als daß er die weitere Suche nach einem Einzelzimmer auf sich genommen hätte. Sein Zimmergenosse, ein Reisender, machte sich soeben zum Ausgehen fertig.

Porschel war ein kleiner, korpulenter Mann mit einem roten Gesicht und fettem Hals. Er fing sogleich ein Gespräch an, schwäzte, während er seine Krawatte band, vom Geschäft, von Vergnügungen und Frauen.

"Sie sind ja verheiratet!" sagte Holst plötzlich. Der Reisende lachte. "Das ist nicht so tragisch zu nehmen. Mein Grundsatz heißt: Leben und leben lassen! Ich wohne zwar hier in der Stadt, bin aber erst für morgen früh zu Hause angemeldet. Heute abend amüsiere ich mich noch. Heutzutage herrscht das Prinzip des freien Gebarens, das sich hinter der Heuchelei verbirgt: Im Geschäft ist es so, in der Ehe, in der Kirche oder wo Sie wollen."

Holst starrte ihn an. Es gehörte wohl alles zusammen: Die veränderte Welt, das urkundliche Totsein, die Heuchelei.

"Ist das hier jetzt so?" fragte er langsam.

"Jetzt?" Der Dicke lachte mitleidig. "Das war immer so! Der Mensch ist von Natur aus ein egoistisches Geschöpf. Wenn es um seinen Vorteil geht, nimmt er von Luzifer selbst Fixum und Provision! Die Kirche ist ihm nicht mehr wert als eine Börse, in der er seine Wechsel auf die Seligkeit unterschreibt."

"Nein!" sagte Holst heftig und so unmittelbar, daß der Reisende erschrak. "Nein!" wiederholte er. "Wir konnten keinen Wechsel ausstellen, wir wären froh gewesen, wenn wir eine Kirche gehabt hätten, in der wir unsere Not gegen inneren Trost hätten umwechseln können."

"Wo war das?" fragte jener erstaunt.

"In Sibirien!" antwortete Holst. Er spürte, daß der Mann ihn zu verachten begann. "Dann sind Sie ein Heimkehrer?" rief der Dicke. "Mann, Sie müssen mit mir kommen, das ist ein Grund zum Feiern. Ich bezahle alles, wir werden uns amüsieren und Frauen haben und . . ."

"Darauf verzichte ich", sagte Holst. "Wir haben in Rußland immer nur an unsere eigenen Frauen daheim gedacht.

Der Dicke sah ihn gekränkt an. "Na schön! Warum sind Sie denn nicht bei ihrer Frau? Hat sie inzwischen mit einem anderen . . .?" Holst hob jäh die Hand, daß der Reisende zurückwich.

"Ich habe doch nicht — ich wollte doch nur", stotterte er. "Ja, ja, die Nerven! Ich kenne das! Wissen Sie, ich habe die Frau eines Vermißten geheiratet, sie hat ihn auf mein Drängen für tot erklären lassen. Zuerst war sie zufrieden; aber je länger wir zusammen sind, um so ruheloser wird sie. Anstatt den ersten Mann zu vergessen, denkt sie unaufhörlich an ihn. Manchmal habe ich das Gefühl, daß sie schon verrückt ist. Was meinen Sie, was sie tut? Mitten in der Nacht weckt sie mich und sagt: 'Wenn er nun nicht tot ist?' Ich weiß ja, was sie quält: Wir haben nur standesamtlich geheiratet. Mir war das ja egal, ich brauche die Kirche nicht. Mein Sakrament ist das Geschäft, das glauben Sie mir; aber sie! Ihr Gewissen drückt sie so, daß sie am liebsten zu Fuß nach Rom pilgerte. Lange mache ich das nicht mehr mit. War sowieso eine Dummheit von mir, diese Ehe!"

Die Frau eines Vermisten, dachte Holst erregt. "Man kannte ja viele Kameraden", sagte er langsam. "Wie hieß der Mann Ihrer Frau?"

Der Reisende zögerte. "Sturm", antwortete er. Holst schüttelte den Kopf. "Ich habe ihn nicht gekannt." Der Reisende lachte übertrieben laut und rief: "Das wäre ja auch, nicht wahr — das wäre ja . . ." Er zog seinen Mantel an, setzte seinen Hut auf und ging.

Holst blickte in den Spiegel. "Kein Mensch wird mich erkennen", sagte er halblaut. "Ich kann Schmitz, Übersoll oder Bravkulin heißen — nur Holst bin ich nicht."

Er entschloß sich, zum Bahnhof

Fuelle der Zeit

Heller schon steigt am Himmel das wachsende Licht.
Holdeste Zeit,
laß dich halten!
Wonneschauernde Knospe bricht,
Ahnung der Stille zu entfalten.
Ach, ist der Frühling schön!
Aber schön ist der Sommer nicht minder.
wenn er sein glühendes Rad
über die Felder rollt,
und schön sind der Herbst und der Winter,
denn was vermöchte der Blüte Anmutsversprechen
ohne ihr reifes Erfüllen der tieferen Gnaden?
Seligste Stunde noch sehnt sich,
sich selbst zu durchbrechen.
Und so dreht sich das Jahr
immer von Blüte zu Frucht,
schmerzvoll gedehnt in die Zeit
und in ewiger Flucht
in die Vollkommenheit.
Fülle zu laden,
ruf ich dem Herzen zu Gaste
den Kreis der Gesichte,
daß ich süßer im Kern
mir die Vielfalt des Lebens verdichte.
Doch die Mitte der Zeit
hat Gott sich selber behalten.
Ewig bleibt unser Herz
zwischen Abend und Morgen gespalten.

Lore Kufner

zu gehen und seinen Koffer zu holen. Er ging langsam durch die Straßen, aber es begegnete ihm keine Frau, die wie Julia aussah.

Der Dicke war noch nicht zurück. Im Schrank fand er dessen Koffer. Am Handgriff hing ein Namensschild: Berthold Porschel, Handelsvertreter, Rebessen, Brunnengasse 27. "Ich sollte die Brunnengasse aufsuchen", sagte er halblaut. "Brunnengasse 27." Und er empfand ein Gefühl verwirrten, zugleich gefährlichen Stolzes. Himmel oder Hölle, Glück oder Leid, Ehefrieden oder Zwiespalt — das alles hielt er in der Hand, lag in seiner Existenz, in seinem Namen, seinem bloßen Da-Sein verborgen. Aber die Liebe? Wie war es mit ihr? "Aber die Liebe, ich liebe sie doch!" murmelte er. "Und wir gehören zusammen. Ich darf sie nicht aufgeben. Nur der Tod kann uns trennen."

Er ging langsam auf und ab. Unten lärmte noch die Straße. Das Licht der vorüberfahrenden Autos wischte über die Decke, so wie in Rußland das Licht von den Wachtürmen, den kreisenden Scheinwerfern über die Barackenfenster gestrichen und in die Gesichter der Schlafenden gestochen hatte, daß sie fluchend erwacht waren. Und sobald sie erwachten, hatten sie die Last der Sehnsucht, die Angst vor der Verzweiflung gespürt. Einmal, mitten in der Nacht, hatte er den Geistlichen Milden, der trotz der zerschundenen Hände, der mit Lumpen umwickelten Füße wie immer ruhig auf der Pritsche gelegen hatte, zugeflüstert: "Ich halte es nicht mehr aus, ich — mache ein Ende!"

Milden hatte geantwortet: "Tu es nicht, Holst! Denk daran, daß zu Hause jemand auf dich wartet . . .! Vertraue! Bete lieber, bete immer wieder: Vater unser . . ."

Der Geistliche hatte sich geirrt, es hatte niemand auf ihn gewartet.

Als er erwachte, stand Porschel leicht schwankend vor dem Spiegel und zerrte seine Kravatte herunter. Holst ließ ihn zu Bett gehen, ohne sich zu rühren. Unvermittelt fiel es ihm ein, daß jener ihn an den zynischen Aufseher Bravkulin erinnerte, dem tausendfach der Tod gewünscht worden war. Ja, drüben lag Bravkulin oder — nein, Porschel hieß er, und der war um vieles schlechter als Bravkulin, der nur ein elender Analphabet gewesen war.

Holst erhob sich lautlos. Im Zimmer war ein fahles, von fernem Laternenschein beunruhigtes Halbdunkel. Er öffnete seinen Koffer und nahm einen der matt blinkenden Schlittschuhe heraus. Als er mit dem Finger über die Stahlschiene strich, wurde seine Hand heftig und krampfte sich zusammen. Bravkulin-Porschel lag auf dem Rücken, aus seinem offenen Munde atmete Alkoholdunst. Holst war in diesen nächtlichen Stunden der einsamste, versuchteste Mensch in der Stadt. Der Schatten eines Zweiges schwankte im Licht an der Zimmerdecke, in Holsts Vorstellung hatte er die Form eines warnend herabzeigenden Fingers. Vom Zwiespalt hin- und hergerissen, tief im Innern von der Angst umklammert, der Versuchung zu unterliegen, starrte er auf Porschel herab, und seine Lippen flüsterten, ihm selber unbewußt: "Vater unser . . ."

Plötzlich hatte Porschel die Augen auf, er setzte sich und stammelte wirr: "Was — ist? Was wollen Sie?"

Holst fühlte in diesem Augenblick so etwas wie Mitleid mit dem jäh Erschreckten, dann fragte er halblaut: "Kennen Sie was von Schlittschuhen? Russische sind das!"

"Schlittschuhe . . .? Mitten in der Nacht?"

Holst wandte sich um und ging zu seinem Koffer. Als er den Schuh hineinlegte, sagte Porschel: "Mir fällt ein, mein Junge — der kann laufen."

Der Lichtfinger war von der Decke verschwunden. Porschel bewegte sich unruhig, die Beklemmung der soeben erlebten Sekunden hielt ihn noch gepackt.

Es kam ganz plötzlich, daß Holst den grauenhaften Grad seiner überwundenen Versuchung begriff und so tief erschrak, daß er ein paar Augenblicke zu atmen aufhörte. Dann aber erschauerte er, es war ihm, als hätte ein Zipfel jenes Mantels ihn gerettet, und zum erstenmal seit Rußland faltete er wieder die Hände. Aber dann befiel ihn eine neue Furcht: Er kam mit dem Vaterunser nicht zu Ende! Er konnte es nicht mehr, er hatte die letzten Sätze vergessen und kam nur bis "vergib uns unsere Schuld . . ."

Am nächsten Morgen ging Holst geradenwegs zu dem Haus Nr. 27 in der Brunnengasse. Es war ein Mietshaus, die Tür, von der Farbe abblätterte, stand offen. Sechs Schildchen, auf dem einen stand: "Porschel, 2. Stock." Der Geruch von Staub, von Sauerkraut und frischem Bohnerwachs füllte das Treppenhaus.

Er stieg die Stufen langsam hinauf, langsam und wie eine hölzerne, von oben heraufgezogene Puppe. Es war eine große Angst in ihm, die seine Hände erzittern ließ, so daß der eiserne Griff am Koffer leise klirrte. Dann stand er vor Julia. Sie war alt geworden — und dennoch, dennoch so vertraut; nicht sofort, aber nach ein paar Sekunden des Anstarrens. Sie war immer noch die Frau, die er liebte, zu der er unlösbar gehörte. Nein, nicht er hielt das Schicksal in der Hand, ihr allein war jetzt die Macht gegeben, sein Leben glücklich zu machen oder ihn zu vernichten.

"Frau Porschel?" fragte er langsam. Sie nickte.

"Könnte ich Sie mal sprechen?"

Sie bewegte die Lippen, es sollte wohl "bitte" heißen; dann öffnete sie eine Tür und ging durch einen Korridor voran in ein Zimmer. Dort zeigte sie auf einen Sessel, blieb selbst jedoch stehen und sah ihn an. Er fühlte, wie ihr unruhiger Blick in seinem Gesicht forschte, wie er es abtastete, und Holst wollte schon zu sprechen anfangen, da sah er das Bild auf der Kommode! Es zeigte Julia und ihn am Tag ihrer Verlobung. Er stand auf, ging zur Kommode hinüber und nahm es in die Hand; dann sah er Julia an. In diesem Augenblick erkannte sie ihn.

"Ruder!" sagte sie. "Du bist Ruder!" Sie schrie nicht, ihre Stimme klang so, als wäre sie kraftlos, als spräche sie im Traum. Sie kam mit kurzen, zögernden Schritten auf ihn zu, er sah, wieviele Falten sie schon um die Augen, um den Mund herum hatte, er spürte, daß sie im Leid lebte und wollte die Arme um sie schließen; aber er konnte sich nicht rühren.

"Ja", sagte er, "ich bin Ruder."

Sie blieb vor ihm stehen, erhob sich auf die Zehenspitzen und sah ihm ganz nahe ins Gesicht, strich über seine Narbe, über sein borstiges Haar, griff nach seinen Händen und betastete sie, glitt um ihn herum und ging dann rückwärts, ihn unverwandt ansehend, zu einem Stuhl, auf den sie niedersank.

"Die Narbe', sagte sie, "es hat wohl sehr weh getan?" Er lächelte ein wenig. Sie war immer noch voller Mitleid, immer noch zuerst das gute, schwache Herz. Dann flüsterte sie: "Ich habe es ihm ja gesagt, daß du noch lebst . . . Ich habe es gewußt, ja ich habe dich gesehen, oft in der letzten Zeit. Ja, Ruder, das war so — so merkwürdig. Du gingst nachts vorbei, es war hell um dich herum . . . Nun bist du wirklich da, und ich — ach!"

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und ihre Schultern zuckten. Er hörte ihr Weinen, es war das feine Wimmern eines verzweifelten Kindes. Nur einen Augenblick lang wollte Groll ihn befallen, dann war er schon mit schnellen Schritten bei ihr, kniete bei ihr nieder und nahm ihre Hände.

"Ich hätte dir diesen Schmerz gern erspart, Julia, aber — ich mußte dich wiedersehen;; ich habe mich zehn Jahre lang nach dir gesehnt und — wir gehören doch zusammen, nicht wahr? Wir sind doch Mann und Frau! — 'Bis der Tod euch scheidet' — erinnerst du dich, Julia?"

Sie nickte. Ihr Kopf sank herab. "Ich bin unwürdig, Ruder, voller Schuld!"

"Du warst allein zu schwach", entgegnete er. "Ich lernte gestern — Porschel kennen. Er — paßt nicht zu dir, Julia."

Sie schüttelte den Kopf.

"War er damals noch anders?" fragte er, um ihr zu helfen. Es ließ sich nichts ungeschehen machen, aber er wollte daraus einen neuen Anfang finden.

"Ich glaubte es", antwortete sie, "oder ich hoffte es. Ich war in Not, ich hatte kein Geld mehr, der Junge war Tbc-verdächtig, eine Kur konnte ich nicht bezahlen. Ich hatte schreckliche Angst, und verlassen war ich, von allen, auch jene hatten nur Worte für mich, die so viel vom Helfen sprachen. Da kam Porschel. Er hatte Geld, er war optimistisch, er sagte, er liebe mich, du seist tot und — er wolle den Jungen auskurieren lassen, aber dafür müsse ich ihn nehmen. Lange habe ich gezögert; aber der Junge wurde immer blassre — und dann habe ich es — getan . . . Ich konnte unser Kind doch nicht zugrundegehen lassen — es war doch dein Kind!"

Sie schwiegen beide. Ihr Kopf lag auf seiner Schulter. "Und nun?" fragte sie.

"Wenn du glaubst, daß du noch meine Frau sein kannst, nein, wenn du dir klar bist, daß du es immer gewesen bist und von jetzt an für immer sein mußt . . ."

Sie sah ihn an und nickte heftig — "daß du es für immer sein mußt", wiederholte er, "ja dann — wollen wir auf Porschel warten und alles zu Ende bringen!"

Als die Klingel schrillte, fielen ihm plötzlich die letzten Worte des Vater unser ein, und während Julia ging, um Porschel einzulassen, sprach er sie vor sich hin, freudig erregt, langsam und eindringlich: ". . . und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern . . ."

Man sei ganz gut ins neue Jahr hinübergewechselt, sagten Kunzes. Die neuen Schallplatten wurden aufgelegt. Der neue Pelzmantel hing außen am Schrank.

Gerade, als ich heimgehen wollte, kam Frau Kunze noch mit einem kleinen Päckchen aus dem Nebenzimmer: "Da schauen Sie doch, das hat uns eine alte Frau aus der Sowjetzone geschickt, deren Anschrift mir mal eine Krankenschwester gab und der wir Weihnachten ein Paket sandten."

In sorgfältig gefaltetem Weihnachtspapier lagen zwei handgearbeitete Taschentücher. Die nicht ganz korrekte Häkelarbeit verriet, daß die Sehkraft der alten Mutter zu wünschen übrig ließ. Der beiliegende Brief wurde mit zitternden Händen gesschrieben: ". . . und so möchte ich Ihnen mit dieser kleinen Handarbeit sagen, wie glücklich mich Ihr liebes Weihnachtspaket machte und wie sehr ich Ihnen danke . . ." "Glücklich" war dreimal unterstrichen.

Ein Päckchen von drüben! Es enthielt nur zwei Taschentücher, ein kleines Zweiglein und ein wenig buntes Papier. Aber mir schien, als hätte diese alte verlassene Frau in Mitteldeutschland ihr ganzes Herz mit hineingelegt.

Beim Heimgehen dachte ich: man müßte sich eigentlich etwas mehr auf das wirklich Wertvolle im Leben besinnen. I. St.

Der Pfennig

In einem Hamburger Restaurant speiste kürzlich eine sechsköpfige amerikanische Familie. Sie speiste nicht schlecht, denn die Zeche betrug schließlich 398.80 Mark. Auf vier Hundertmarkscheine gab der Kellner auf den Pfennig genau 1.20 Mark zurück. Der Amerikaner griff in die Westentasche und schob dem Kellner zwei Pfennig als Trinkgeld hin. Der Kellner steckte die beiden Pfennige mit Dank ein und half der Familie — freundlich und höflich wie vom ersten Augenblick an — in die Garderobe. Die Familie war schon im Gehen, da drehte sich der Amerikaner noch einmal um, drückte dem Kellner hundert Mark in die Hand und sagte: "Als Trinkgeld pflege ich immer zwei Pfennig zu geben. Sie sind in drei Jahren der erste Kellner, der sie mit Anstand entgegengenommen hat."

Die Geschichte — die wahr ist — könnte ein Johann Peter Habel nicht besser erfunden haben. Und die Moral, meine ich, liegt klar auf der Hand. –

So groß bist du, wie deine Liebe ist. So arm bist du, wie dir die Liebe fehlt. Und hast du keine Liebe, so bist du nichts.
Falke

"Der Glaube kommt vom Hoeren!"

Wie aber, wenn man vor lauter Lärm nicht mehr hören kann?

von Berthold Gerner

"Wer dem Höchsten schmäht, der wird nicht gehenkt, enthauptet oder durchstochen, sondern die Flötenspieler, Trommler und Lärmmacher sollen ihm ohne Pause so lange vorspielen, bis er tot zu Boden sinkt." Diese Strafe drohte der Polizeiminister des chinesischen Kaisers Shi Huang-ti vor mehr als 2000 Jahren dem Gottesfrevler an.

"Der heutige Mensch ist einer kaum geringeren Marter täglich ausgeliefert", schreibt ein moderner Psychologe hierzu und meint damit den vielfältigen Lärm, der uns, vor allem in den Städten und Betrieben überflutet. Tatsächlich geht dieser Lärm nicht selten bis an die Grenzen des Erträglichen und gelegentlich sogar darüber hinaus: Hin und wieder finden sich neuerdings in den Tageszeitungen Meldungen, die sogar der abgebrühte Leser mit Erschrecken liest. Hat da kürzlich nicht ein durch den Lärm halb verrückt Gewordener den vermeintlichen Krachmacher glattweg totgeschlagen?

Die Wissenschaftler haben ja auch längst die Unhaltbarkeit der Annahme erwiesen, der Mensch könne sich an jeden Lärm gewöhnen. Vielmehr wissen sie immer überzeugender zu zeigen, daß der Lärm von einer bestimmten Stärke an Herz, Magen, Sinnesorgane und vor allem das Nervensystem schädigt. Manche sprechen von einer "Dauerbelastung, die knapp unter der Grenze alarmierender Lebensbedrohung liegt."

Das moderne Übel hat aber nicht nur gesundheitliche Schäden. Sie sind auch auf erzieherischem Gebiete zu finden. Wer gehorchen soll, muß hören. Wer nicht mehr hören kann, vermag auch nicht mehr zu gehorchen. Und es ist kein Zweifel, daß gerade Kinder durch vielen Lärm abgestumpft werden, Wichtiges einfach "überhören". Und zwar deshalb, weil sie aus einem gewissen Selbstschutztrieb heraus sich gegen den Lärm durch "abschalten" abzuschirmen versuchen. Wenn dies auch nur in den oberen Bewußtseinsschichten möglich ist, so gewöhnen sie sich doch daran, und wenn die Mutter fragt: "Kind hörst du denn nicht, was ich sage?", gilt diese Frage oft wörtlich, nicht nur im Sinne von Gehorchen.

Andererseits sagt aber schon der heilige Apostel Paulus: "Der Glaube kommt vom Hören!" Wenn wir verfolgen, wie Jesus Christus den Juden den Glauben brachte, wie die Apostel diesen Glauben zu den Heiden trugen, wie noch heute unsere Missionare in aller Welt den Glauben verkünden, ja wie auch die Mutter ihr kleines Kind in die Glaubensgeheimnisse einführt, wie der Religionslehrer in der Schule und der Prediger auf der Kanzel den Glauben lehrt — immer gehört zum Verkünden das Hören. Wo der Mensch sein Ohr verschließt, kommt er nicht zum Glauben.

Leider lehrt die Erfahrung, daß manche Kinder noch keinen Glauben und manche Jugendliche keinen Glauben mehr haben — aber nicht deshalb, weil es etwa versäumt worden wäre, ihnen den Glauben zu verkünden, sondern weil sie in den entscheidenden Momenten einfach "abschalteten". Und zwar zunächst ganz in dem angedeuteten Sinn.

Was wir dagegen tun können? Gewiß in erster Linie unseren Kindern Stille schenken! Zunächst kann man ganz simpel den Lärm fliehen oder eindämmen und beseitigen: indem man selbst wenig Lärm macht im Hause, keine Türen zuschlägt, nicht schreit und überhaupt nicht soviel redet, den Radioapparat abschaltet oder leise stellt, die Fenster nach der Lärmseite abdichtet, vor allem die Schlafzimmer. Dann gilt es aber auch, gemeinsam in der Freizeit die Stille zu suchen, wo sie noch zu finden ist: in Feld und Wald und auch in der Kirche, die Kinder für Erlebnisse der Stille empfänglich zu machen, sie die Freude an der Stille zu lehren und ihnen zu zeigen, wie die Stille zu einem unerschöpflichen Brunnen alles Schönen und Guten werden kann. Am Ende geht es darum, sie zur Beschaulichkeit, zur Betrachtung hinzuführen, zu einer kindgemäßen Form der Kontemplation, in der "das äußerste Glück des Menschen liegt", wie Josef Pieper in seinem jüngsten Büchlein, einer kleinen Kostbarkeit, darlegt. Das ist zwar ein weitgestecktes Ziel; aber schwerlich werden wir unsere Kinder für Zeit und Ewigkeit recht erziehen, wenn wir es nicht anstreben. –

Die Kraft, die heute uns heimsucht, ist der gute Geist, der Geist der göttlichen Weisheit, der Geist, der aus dem Vater hervorgeht, der uns Gläubigen erschien durch den Sohn, der sich mitteilt denen, in denen er wohnt, in der Natur der Heiligkeit, in der man ihn schaut.

Seekrank vom Gewoge der Sorgen des Lebens, von den mich begleitenden Sünden versenkt und preisgegeben dem seelentötenden Tier, rufe wie Jonas ich, Christus, zu dir: Aus der todbringenden Tiefe führ' mich heraus!

Als des allheiligen Geistes lebendiges, gewaltiges Wehen aus der Höhe herniederfuhr zu den Fischern in feuriger Zungen Gestalt, verkündeten sie die Großtaten Gottes, des Herrn: Alle ihr Werke des Herrn, besinget in Hymnen den Herrn und erhebet ihn in alle Äonen!

Da den unberührten Berg wir besteigen, lasset uns fürchten nicht das erschreckende Feuer, wohlan, auf dem Berge Sion lasset uns stehen, in der Stadt des lebendigen Gottes. Mit den vom Geiste getriebenen Jüngern laßt uns jetzt tanzen im Chor: Alle ihr Werke des Herrn, besinget in Hymnen den Herrn und erhebet ihn in alle Ewigkeit.

Kosmas von Majüma

Aus unseren Gemeinden

Goldenes Priesterjubiläum — Am 25. April begeht der hochw. Pater Johannes Schulz O.M.I. sein Goldenes Priesterjubiläum. Der 78jährige Jubilar, Pfarrer der St. Antoniusgemeinde zu Großwerder, Sask. (Adresse: P.O. Primate Sask.), hat fast alle seine Priesterjahre im Dienste der deutschsprechenden Katholiken Westcanadas verbracht. Entschieden trat er durch sein bekanntes Werk "Die Muttersprache" für die Notwendigkeit des Deuschen als Seelsorgssprache ein. Als Vorkämpfer für die dem Präriekatholiken deutscher Sprache so notwendige Eigenständigkeit, war Pater Schultz zum aktiven Spezialisten unserer Schulfragen geworden. Dieselbe Überzeugung bewegte ihn auch — und drängt ihn heute noch — die Katholiken der Prärie auf alle Möglichkeiten der Selbsthilfe in der Bewirtschaftung ihres Haushaltes und ihrer Farmen aufmerksam zu machen. Bekannt waren des Jubilaren Bemühungen um die Entwicklung einer "Heim-Industrie" unter den Farmern. Wir lesen in unserer Chronik (1930): "Die ganze Erwerbstätigkeit der hiesigen Bevölkerung (der deutschen Katholiken der St. Josephskolonie) ist auf die Weizenproduktion eingestellt. Treten nun Fehlernten ein, dann ist Not im Lande. Um diesen in mageren Jahren sicher zu erwartenden Notständen (die bald darauf wirklich kamen! Die Red.) vorzubeugen und eine andere Erwerbsquelle als Rückhalt zu besitzen, ist eine Heim-Industrie vonnöten. Zudem wird der Farmer angehalten, auch im Winter, wo gewöhnlich wenig Gelegenheit zur Arbeit und zum Verdienst geboten ist, sich nützlich zu beschäftigen und obendrein einige Taler zurückzulegen. Pater Schultz berichtet: Neben der Kirche steht eine ehemalige Schule und wir haben dort zwei Webstühle und Spinnräder aufgestellt. Diese wurden mit einigen Kosten hierher gebracht um lohnende Winterarbeit für unsere Leute einzuführen.

Fast fünfzig Jahre steht der aus Elsaß-Lothringen stammende hochw. Jubilar im Dienste der deutschen Katholiken Westcanadas. Er baute Kirchen, gründete Gemeinden, und legte auch das Fundament zur Gründung der St. Bonifatiuskolonie zwischen Goodsoil und St. Walburg, Sask. Heute lebt er auf offener Prärie im Pfarrhaus der St. Antoniusgemeinde von Großwerder. Er amtiert trotz seines hohen Alters immer noch als Pfarrer seiner Gemeinde — und immer auch noch als Seelsorger der Feder. Es ist noch gar nicht so lange her, daß Pater Johannes Schultz O.M.I. einen deutschen Katechismus in Versen verfaßte. Die Intelligenz, das Gemüt, die Erfahrung des Seelsorgers, das Einfühlen in die Seele des Kindes, die Liebe zur Religion und besonders zum Religionsunterricht, die aus diesem "Katechismus in Versen" sprechen, beeindrukken einen jeden, der das Manuskript gelesen hat.

Der Marienbote wünscht dem hochw. Jubilar Gottes und Mariens allerreichsten Segen.

Silbernes Priesterjubiläum — Am 25. März begeht der hochw. Pater Antonius Herter O.M.I. sein Silbernes Priesterjubiläum. Pater Herter, seit 1935 in Canada (geweiht in Hünfeld bei Fulda), ist heute Pfarrer der St. Mariengemeinde zu St. Walburg, Sask., und Ordensoberer des Oblatendistriktes St. Bonifatius. Viele seiner jüngeren Mitbrüder kennen ihn besonders gut. Als Professor der Moraltheologie in unserem Oblatenseminar zu Battleford konnte er sich in den Dienst der Priestererziehung stellen und so manchen Pater unserer Provinz zum Altare hinleiten. Pater Herter wirkte mehrere Jahre unter den deutschen Katholiken im Norden Albertas. Des Marienboten herzlichste Glücks- und Segenswünsche zum Jubiläum!

Die Ältesten und die Jungen — Die ältesten Oblatenpatres unserer St. Marienprovinz arbeiteten ihr ganzes Priesterleben lang im Dienste der deutschsprechenden Katholiken Canadas: P. Karl Groetschel O.M.I., geb. 1870, Priesterweihe 1900 in Deutschland, im Ruhestand erst seit letzten Herbst. Pater Leo Gabriel O.M.I., geb. 1873, Priester seit 1897, heute noch Pfarrer in Southey, Sask. P. Theodor Schweers O.M.I., Gründer der St. Josephskolonie, geb, 1875, Priester seit 1903, im Ruhestand in Unity Sask. Pater Peter Habets O.M.I., immer noch Aushilfspriester in St. Marien, Regina, Sask., geb. 1878, Priester seit 1903. P. Peter Bieler O.M.I., Krankenhauskaplan in Macklin, Sask., geb. 1879, Priester seit 1906. P. Jakob Schwebius O.M.I., Pfarrer der Gemeinde von Liebenthal, Sask., geb. 1879, Priester seit 1906. P. Konrad Meyer O.M.I., im Ruhestand in Unity Sask., geb. 1881, Priester seit 1907. P. Johannes Schultz O.M.I., Pfarrer in Grosswerder, Sask., geb. 1881, Priester seit 1909. Alle hier genannten Patres kamen von Deutschland nach Canada.

Die jüngsten Oblatenpatres unserer Provinz, die im kommenden Mai fertig und bereit für die Seelsorgearbeit sein werden: P. Adam Exner O.M.I., geweiht in Rom 1957. Er stammt aus Killaly, Sask. P. Bernhard Matzke O.M.I. aus der Diözese Trier, Priester seit 1957. P. Benno Boechler O.M.I., Priester seit 1957, stammt aus Allan Sask. P. Georg Gruber O.M.I., aus Leipzig, Sask., Priester seit 1957. Ein weiterer Pater aus demselben Kurse, Pater Wilfried Rieger O.M.I. aus Grayson, Sask., fuhr vorigen August bereits nach Südafrika, in die Diözese Kimberley, wo er unter Bischof Joh. Bokenfohr O.M.I. (dem früheren Provinzialoberen unserer St. Marienprovinz) arbeitet.

Aus anderen Gemeinden? — Sehr gerne würden wir aus allen unseren deutschen Gemeinden von der Westküste bis zum Osten unseres Landes berichten — wenn uns Berichte eingeschickt würden! Bis wir einmal soweit kommen, daß wir regelmäßig über alle unsere Gemeinden berichten können, ist es wohl noch weit. Inzwischen grüßt der Marienbote jedoch alle unsere deutschsprechenden Katholiken Canadas. Halten wir in Treue an Gott, Glauben, Pfarrgemeinde — und auch an den Marienboten. Behüte und segne uns Gott! –

Droller auf dem Bahnsteig

von **Adam Albert Kuszak**

Auf dem Bahnsteig eines kleinen Bahnhofes begibt sich diese Geschichte. Und die Hauptfigur darin ist: Droller — ein Hund.

Ein junges Ehepaar mit einem Kinde im blitzblanken Kinderwagen wartet auf den Zug. Liebevoll lächelt die junge Mutter dem Kinde in den Kissen zu. Neben ihr steht der Mann. Und er lächelt auch, lächelt über das lustige Krähen seines Kindes und über das herzliche Schäkern der Mutter. An der Leine hält er einen verständig blickenden, schwarzbraunen Dobermann. Der Hund sieht hin und wieder zu seinem Herrn hinauf, als achte er darauf, was der Herr befehlen wird.

Die Reisenden unter dem Bahnsteigdach des kleinen Bahnhofs sehen auf dieses glückliche, junge Familienidyll. Das Ehepaar hat sich außerhalb des Bahnsteigdaches, wohl des Kindes wegen, in die Sonne gestellt. Ja, das junge Glück ist schön. Der Anblick geht allen ins Herz.

Die Leute haben noch einige Minuten Zeit, bis der fahrplanmäßige Zug ankommen wird. Also spielt die Mutter mit dem Kinde weiter, und die anderen, etwas abseits Stehenden, schauen dem liebevollen Spiel zwischen Mutter und Kind lächeld zu.

Und jetzt gibt es eine lustige Szene mit dem Hunde. Der Dobermann tappt zum Kinderwagen, verlangt, daß der Herr die Leine etwas nachläßt.

“Na, Droller, willst das Kindchen wiegen?” fragt der Mann und läßt die Leine nach. “Gut, Droller, schieb!” sagt er nun.

Der Hund wedelt mit dem Schwanze, stellt sich unter den Kinderwagen, faßt mit den Zähnen die kantige Holzachse und schiebt den Kinderwagen tatsächlich zwei, drei Meter vor sich her.

Dieses Bild ergötzt die Zuschauer.

“Droller, hol!” sagt jetzt der junge Mann.

Und Droller zerrt den Wagen zurück.

Man sieht, der Hund ist gut dressiert; er pariert aufs Wort. Es ist ein wertvolles Tier.

Aus dem Lautsprecher kommt die Stimme des Ansagers: “Bitte vom Bahnsteig zurücktreten! — In wenigen Augenblicken fährt der Bäder-Eilzug vorüber. Er hält auf diesem Bahnhof nicht! — Bitte, zurücktreten!”

Der junge Mann mit dem Hunde an der Leine geht zum Zeitungsstand. Die Mutter bleibt weiterhin mit dem schmucken Wägelchen außerhalb des Bahndaches in der Sonne; sie ist weit genug von den Schienen. In der Ferne wächst die Lokomotive des Eilzuges heran.

Plötzlich erstarren die Leute auf dem Bahnsteig, Der Kinderwagen rollt, von einem Windstoß in Bewegung gebracht, auf dem sich zum Ende senkenden Bahnsteig entlang, während die junge Mutter ahnungslos, seitlich gebeugt, in ihrer Handtasche kramt.

“Der Kinderwagen!” schrillt eine ferne Frauenstimme.

Die junge Mutter reckt sich erschreckt von ihrer Tasche auf. Sie läßt alles fallen und eilt dem schnellerwerdenden Kinderwagen nach. Fünfzehn Meter weiter endet der Bahnsteig zwischen den Schienen.

Und da braust auch schon der Eilzug heran. Die beiden ungleichen Fahrzeuge kommen sich nächer. Männer und Frauen rufen und laufen. Alle möchten den kleinen Wagen mit dem Kinde auf dem abschüssigen Bahnsteig einholen. Aber auch die Mutter, die ihnen schon vorausläuft, schafft es nicht.

Der Lokführer des Eilzuges bemerkt den Kinderwagen erst, als er die winkenden Hände der Leute sieht. Die Bremsen des Zuges kreischen; die Puffer poltern, aber der Zug hält noch lange nicht. Und der Kinderwagen rollt weiter den Schienen zu.

Aber das Unglück geschieht nicht. Drolle, der Dobermann, rennt, von seinem Herrn in größter Not freigelassen, dem rollenden Kinderwagen nach. “Droller, hol! — Droller, hol!” ruft der junge Mann. Und Droller läuft, läuft schneller als die Menschen.

Die Lokomotive kreischt schon an dem Kinderwagen vorüber. Der zweite, dritte Wagen des Zuges aber kann das Wägelchen erfassen.

Droller schrickt einmal vor dem Kreischen der Lokomotive zurück. Aber dann macht er die zwei letzten Sätze noch, faßt mit den Zähnen die Achse des Kinderwagens, läßt sich schleifen, stemmt sich mit den Pfoten zurück. Die Beine knicken ihm ein, aber der Kinderwagen wird langsamer. Kurz vor den Schienen, am Ende des Bahnsteigs, bleibt er stehen.

Und jetzt hält auch der Zug. Der Lokomotivführer kommt durch die Menge angehastet. In seinen Augen irrlichtert der Schreck dieser Sekunden. “Gott sei Dank!” kommt es wie eine Erlösung aus seiner Brust, als er sieht, daß nichts geschehen ist.

“Und das brachte der Hund fertig! — Der Hund!” sagen die Leute von der Spannung erlöst, aber mit einer tiefen Rührung in der Stimme. “Ein treues Tier! — Kaum zu glauben, daß ein Tier so etwas fertigbringt!”

Der Hund aber schmiegt sich an seinen Herrn.

“Droller! — Droller!” sagt der Mann immer wieder, wobei er dem Tier dankbar über das Fell streicht. “Jetzt behalten wir dich immer! Dich geben wir nicht her!”

Die Bahnpolizei schreibt das Protokoll. Ursache: Der Wind! Retter: Der Hund!

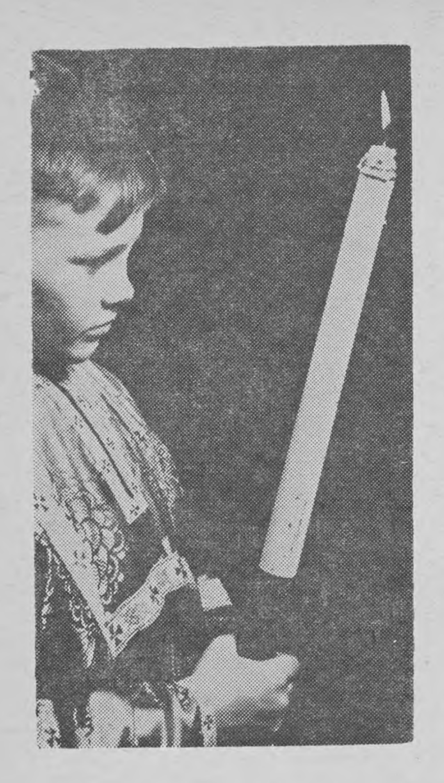
“So ist es richtig!” nicken die Leute, während die junge Mutter immer noch Tränen der Erschütterung über ihrem geretteten Kinde verliert.

“Was wollen Sie für den Hund?” fragte ein Reisender den jungen Mann.

“Den gebe ich nicht her! — Ich hab’ ihn für die Polizeischule dressiert! Auch die Polizei bekommt ihn nicht mehr!” erklärt der junge Mann.

Die umstehenden Leute nicken beifällig. –

Die Donnerstagskerze brennt



Der Novizenmeister der anglikanischen Benediktiner-Abtei in Nashdon schrieb: "Jeden Donnerstag brennt in der Abtei Niederaltaich vor dem Bild des Unbefleckten Herzens Mariä eine Kerze für die Wiedervereinigung im Glauben. Aber die Una-Sancta-Bewegung hat ihr religiöses Bewenden nicht nur mit der Weihe an die Mutter aller Christenheit; sie wird bewußt getragen auch durch das verborgene Opfer zahlloser kontemplativer Gemeinschaften." Diese Sätze stehen in seinem Artikel, der in England von einer anglikanischen Zeitschrift verbreitet und vom "Catholic Herald" übernommen wurde. Wahrscheinlich erstmals erhielten auf diese Weise breitere Kreise in Großbritannien genauere Kenntnis von den Zielen und Wegen und nicht zuletzt von der zentralen Wirkungsstätte der Una-Sancta-Arbeit in Deutschland. Der Verfasser — der sich und seine Mitbrüder übrigens gleichermaßen als Söhne des hl. Benediktus empfindet wie die katholischen Benediktinermönche, und der an der Gültigkeit seiner Weihe keinen Zweifel aufkommen lassen will — hielt sich einige Wochen im Kloster Niederaltaich auf. Er wollte dort das "Haus der Begegnung" kennenlernen. Pater Thomas Sartory OSB in Niederaltaich, der vor Jahren den bischöflichen Auftrag zur Fortführung dieser Bewegung erhielt, hatte bei einem Aufenthalt in England persönlich zum Gegenbesuch eingeladen.

Ein Stoß von englischen Zuschriften sammelte sich nun nach dieser Veröffentlichung auf dem Redaktionstisch von P. Sartory, auf dem er die Rundbriefe der interkonfessionellen Bewegung redigiert. Die Briefschreiber berufen sich auf Aussagen in dem Zeitungsbericht wie diese: "Die Una-Sancta-Bewegung kann wahrhaft ökumenisch genannt werden, weil sie nicht irgendwelche Irrlehren aufspüren will, sondern in erster Linie versucht, das Positive, Gute und Wahre in anderen christlichen Konfessionen anzuerkennen". . .

In einigen Briefen skizzierten Geistliche die schwierige Lage der anglikanischen Kirche; auf der anderen Seite äußerten sie sich aber auch scmerzlich darüber, . . . "daß von katholischer Seite in England den Anglikanern so wenig Verständnis entgegengebracht wird" . . . "Man würdigt unsere Frömmigkeit und Spiritualität nicht, sondern will die Wiedervereinigung in einer kompromißlosen Unterwerfung unter Rom gelöst sehen . . ."

Neben solchen Sorgen, die schriftlich in das "Haus der Begegnung" getragen wurden, lösten wieder andere Schreiben große Freude aus. Eine Reihe von Klöstern gab die Erklärung ab, daß ihre Mitglieder jetzt mit den Konventen und Gebetsgemeinschaften in Deutschland gemeinsam den Donnerstag im Gebet für die Wiedervereinigung im Glauben begehen und ebenfalls die Kerze dafür brennen lassen würden. I.K.

Das vermag eine einzige Mama

In Neapel verstarb unlängst eine 86jährige Frau, die 750 italienische Seemänner wie eine Mutter verehrten. Mama Giulia nannten sie sie. Sie war die Gattin des Rechtsanwaltes Franceschi, als ihr eines Abends in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg im Armenviertel von Neapel ein kleiner, abgerissener Junge nicht von den Fersen wich. Schließlich wollte sie ihm Geld geben, aber statt die Münze zu nehmen, flüsterte er der Frau zu, sie sehe seiner verstorbenen Mama so ähnlich und sie möge ihn doch ein bißchen liebhaben, und schon war er wie eine scheues Reh davongeeilt. Dieses Erlebnis ließ Frau Franceschi zu Mama Giulia werden. Sie kaufte ein im Hafen liegendes altes Segelschiff und ließ 250 Kojen einbauen: 250 heimatlose Jungen von den Straßen Neapels fanden ein Heim, wie sie in Frau Franceschi eine Mutter fanden. Sie erhielten Schulunterricht und Seemannsausbildung, und nicht wenige von ihnen haben ihre Laufbahn bis zum Kapitän fortgesetzt. Insgesamt sind es 750 Jungen, die auf diese Weise von der Straße kamen und Boden unter die Füße kriegten, wenn sie auch aufs Wasser gingen. –

ZUM PRIESTERSAMSTAG —

200 Priester und Ordensschwestern trafen sich in Lu in Italien. Alle stammen aus der kleinen Stadt. Der Bischof von Parma, Evasio Colli, der ebenfalls aus Lu stammt, zelebrierte eine Pontifikalmesse zum Gedächtnis des 100. Geburtstages von Don Rinaldi, dem dritten Nachfolger des hl. Don Bosco, der auch in Lu geboren wurde.

Wieviel guter Geist des Gebetes und des Opfers muß das Städtchen Lu ausgezeichnet haben! Und wir? — Vielleicht haben wir deshalb zu wenig Priester, weil wir um solche zu wenig beten.



Bernadette

DIE BEGNADETE VON LOURDES

Wie ich, J. B. Estrade, sie erlebt habe.

Abdruck erfolgt mit Genehmigung der Kreuzring-Bücherei

Johann Josef Zimmer Verlag, Trier.

EIN MANN AUS LOURDES,

der von der Echtheit der Erscheinungen an der Grotte von Massabielle restlos überzeugt ist, macht Pfarrer Peyramale einen Besuch.

Dieser geht, sein Brevier in den Händen haltend, im Garten auf und ab. Er macht einen sorgenvollen Eindruck und berichtet, Bernadette Soubirous sei am Morgen bei ihm gewesen und die Dame verlange nun auch noch "Prozessionen" nach Massebielle.

"Und dabei ist alles noch so unklar, so zerrissen und durchaus unzeitgemäß", sagt der Pfarrer Peyramale und fährt fort: "Ist das, was das Mädchen behauptet, wahr, dann muß ich mich über meine priesterlichen Pflichten hinwegsetzen. Täuscht Bernadette mich aber, wie soll ich dann noch Vertrauen zu ihr haben?"

"Mir scheint, Herr Pfarrer", so bemerkt der Besucher, "daß Ihre Überlegungen nur auf einem Mißverständnis beruhen. Wenn Bernadette Ihnen erklärt hat, es handele sich um Dinge, die sich hinfort vollziehen werden, so bin ich der Meinung, daß sie die Worte der Dame getreulich wiedergegeben hat."

"Wer aber vermag mir dafür die Sicherheit zu geben?"

"Die Logik der Tatsachen: ebenso wie die Dame sich bewußt ist, daß Sie nicht schon morgen mit dem Bau der Kapelle beginnen können, ebenso ist sie sich auch bewußt, daß Sie nicht schon morgen eine Prozession an die Grotte veranstalten können."

"Das ist eine allzu optimistische Logik!"

"O Herr Pfarrer, ich bin noch viel optimistischer als Sie denken: für mich gibt es überhaupt keinen Zweifel mehr, daß sowohl die Kapelle erbaut als auch die Prozessionen abgehalten werden."

"Welch ein glücklicher Mensch!"

"Herr Pfarrer, tun Sie mir die Ehre an, sich das gut zu merken, was ich Ihnen sage: Es kommt der Tag, daß Ihre Pfarrkinder mit dem Kreuze an der Spitze und mit wehenden Bannern in Prozessionen zur Kapelle von Massebielle ziehen, und Sie, mit Ihrem besten Chormantel bekleidet, führen diese an. Von heiligem Eifer werden alle ergriffen sein und können gar nicht rasch genug hinkommen. Immer wieder wird der Lobgesang "Ave Maria" zum Himmel empor steigen, und ich werde so glücklich sein, antworten zu dürfen "Ora pro nobis."

*

Nachdem der Besucher des Pfarrers Pyramale vom Vormittag des 2. März 1858 Lourdes verlassen hatte, um als Beamter anderswo seinen Dienst zu versehen, vollzogen sich dort große Dinge, die hier vorweggenommen seien: die Erscheinungen an der Grotte von Massabielle wurden von der Kirche anerkannt und die Kapelle gebaut. Im Beisein von 25 000 Pilgern fand am 5. Oktober 1872 die erste imposante Kundgebung in der Marienstadt Lourdes statt. Am folgenden Tage, nachmittags um 2 Uhr, zog Pfarrer Peyramale in feierlicher Prozession mit seinen Pfarrkindern zur Grotte von Massabielle . . . Auch jener Mann, der ihm am Vormittag des 2. März 1858 einen Besuch gemacht hatte, war dabei und schritt neben ihm her. Als Pfarrer Peyramale in der Prozession plötzlich seine Stimme erhob und "Ave Maria" sang, antwortete ich dreimal glücklicher Pilger "Ora pro nobis." . . .

I. B. Estrade

1.

Das Städtchen Lourdes

in den Pyrenäen war vor hundert Jahren fast unbekannt. Eine Burg aus dem Mittelalter überragt die Stadt. Einst war diese Zitadelle der Sitz des Gra-

fengeschlechtes von Bigorre. Als Kreisstadt kommt ihr auch heute noch eine gewisse Bedeutung zu.

Die Bevölkerung von Lourdes ist aufgeschlossen und arbeitsam. Im Umgang mit den Fremden spricht sie zwar französisch, aber unter sich sprechen die Einheimischen einen Dialekt, der seinen besonderen Reiz hat.

Das Zunftwesen erhielt sich sehr lange unter der Handwerkerschaft von Lourdes. Im Jahre 1858 gab es noch neun verschiedene Zünfte. Jede besaß ihr eigenes Banner. Die Zünfte waren eng mit dem kirchlichen Leben verbunden und in den Familien herrschte ein echt christlicher Geist. Von den sogenannten modernen Geistesrichtungen wollten die Menschen in Lourdes nichts wissen und ließen sich von den neuzeitlichen Aposteln nicht beeinflussen.

Das Schulwesen der Stadt Lourdes lag damals teils in weltlichen Händen, teils waren es Ordensleute, denen die Jugend anvertraut war. Der religiösen Unterweisung wurde ein breiter Raum gewährt.

In den Jahren vor der Erscheinung U. L. Frau hatte Lourdes einen großen wirtschaftlichen Aufschwung genommen und stand im Wettbewerb mit der Nachbarstadt Tarbes. Durch die in der Nähe liegenden Thermalbäder von Cauterets, Saint-Sauveur und Barèges stellten sich während des Sommers viele Fremde ein.

So sehr die Stadt sich aber auch entwickeln mochte, ihre Abgelegenheit vom großen Verkehr bedingte, daß der Aufstieg in bescheidenen Rahmen blieb.

Als Pius IX. im Jahre 1854 das Dogma der Unbefleckten Empfängnis verkündete, jubelte die ganze katholische Welt auf. Und schon wenige Jahre später war es Lourdes, das die Ehre haben sollte, im Jahre 1858 durch ein einfaches und schlichtes Kind der Erscheinung der allerseligsten Jungfrau gewürdigt zu werden, die bei einer dieser Erscheinungen erklärte:

"Ich bin die Unbefleckte Empfängnis!"

2.

Die Familie Soubirous

Am nördlichen Ausgang von Lourdes liegt der Stadtteil Lapaca. Durch diesen fließt ein größerer Bach, an dem früher sechs oder sieben Mühlen lagen. Darunter die Bolymühle, die seit langem im Besitz der Familie Castérots aus Lourdes war.

Als im Jahre 1841 Vater Castérots starb, hinterließ er seine Frau mit den vier Töchtern Bernarda, Luise, Basilea und Lucia und dem Söhnchen Johannes als Jüngstem der Familie.

Bernarda, die Älteste, war bereits mit einem angesehenen Handwerksmeister in Lourdes verheiratet. Luise, obwohl erst 16 Jahre alt, sollte sich zunächst als die Hauptstütze der Mutter erweisen. Da aber für den Mühlenbetrieb auf die Dauer eine Manneskraft unerläßlich war, war ihre Mutter darum besorgt, sie bald zu verheiraten.

An jungen Männern, die meinten, mit Luise eine gute Partie zu machen, fehlte es nicht. Franz Soubirous aber, ein Müllersknecht aus Lourdes, war der Auserwählte und drängte auf eine baldige Heirat.

Er stammte aus schlichten Verhältnissen. Was er von Hause aus mitbrachte, war reichlich wenig. Die Familie Castérots dagegen zählte zu den vermögenden Familien von Lourdes. Da aber Franz Soubirous etwas vom Mühlenfach verstand und Luise ihn liebte, entschloß sie sich, ihn zu heiraten. Die Ehe wurde am 9. Januar 1843 in der Pfarrkirche von Lourdes geschlossen.

Der neue Mühlenmeister verstand es nicht, sich die Sympathien der Kundschaft zu erwerben. Die Einkünfte gingen daher immer mehr zurück. Darüber hinaus stellte sich bei Franz Soubirous auch noch eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber seiner Arbeit ein. Bald kam es vor, daß schlechtes Mehl abgeliefert wurde, ein anderes Mal mußte die Kundschaft viel länger auf ihr Mehl warten, als sie es aus früheren Zeiten gewohnt war.

Obwohl Luise eine saubere, freundliche und geschickte Hausfrau war, so war sie in ihrer Verliebtheit doch noch zu jung und unreif, um ihrerseits dem Ganzen mit der erforderlichen Energie vorzustehen. Sie überblickte weder im Hauswesen noch im Mühlenbetrieb die Folgen, die sich aus den Mißständen ergeben mußten.

Das erste Jahr ihrer Ehe lebten Franz und Luise sorglos in den Tag hinein und nahmen nicht einmal wahr, wie alles immer mehr zurück ging. Je mehr die Mühleneinkünfte dahinschwanden, um so größer wurden nach und nach die Familienlasten. Sechs Kinder kamen nacheinander auf die Welt, aber zu den Familienfreuden gesellten sich immer größere Sorgen um den Mühlenbetrieb.

Im Jahre 1854 war es soweit, daß alle Ersparnisse des verstorbenen Vaters Castérots aufgezehrt waren und noch nicht einmal der Pachtzins für die Mühle gezahlt werden konnte. Die Folgen davon: sie mußten die Mühle verlassen und ließen sich in einem ärmlichen Häuschen im Lapea-Viertel der Stadt nieder. Als Gelegenheitsarbeiter suchten Franz und Luise den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder zu verdienen.

Damit waren schwere Tage der Heimsuchung für das Ehepaar Soubirous gekommen, das jahrelang sorglos gelebt hatte.

Bekamen Vater und Mutter tagsüber Arbeit, dann konnten sie abends das Nötige für ihre Kinder mit nach Hause bringen. Fehlte aber die Arbeit oder bedingten andere Umstände es, keine bezahlte Beschäftigung zu bekommen, dann herrschte bittere Not im Hause. Zuweilen war diese so groß, daß die Eheleute Soubirous nicht imstande waren, ihre Miete zu zahlen. Kein Wunder, daß sie innerhalb von drei Jahren aus einer Wohnung in die andere, aus einem Stadtteil in den anderen ziehen mußten, weil immer wieder das nötige Geld fehlte, um den Mietverpflichtungen nachzukommen.

Als die Not der Familie so groß geworden war, daß die Eltern sich keinen Rat mehr wußten, erinnerten sie sich, daß ein Verwandter der Frau in der Stadt ein fast ständig leerstehendes Haus besaß. Früher diente dies Haus einmal als Arrestlokal für die Stadt und befand sich nun in einem erbärmlichen Zustand. Dennoch erbat Franz Soubirous sich die Erlaubnis, es beziehen zu dürfen.

Von Mitleid gerührt, erklärte André Sajous sich bereit, ihnen das Gebäude umsonst zu überlassen.

Im Volksmund trägt es bis auf den heutigen Tag den Namen "Cachot" ("Arrestlokal"). Man schrieb Januar 1858.

Um heizen zu können, war die älteste Tochter der Soubirous gezwungen, morgens in aller Frühe in die Umgebung der Grotte von Massabielle zu gehen und Abfallholz zu sammeln.

Still und ruhig lebten die Soubirous in ihren ärmlichen Verhältnissen mit ihren Kindern. Da sie keine Miete zu zahlen brauchten, liefen sie wenigstens nicht mehr Gefahr, auf die Straße gesetzt zu werden.

Wo Not und Elend herrschen, sind vielfach Streit und Unfriede zu finden. Nicht aber in der Familie Soubirous. Auch in der bittersten Not standen Vater und Mutter treu zusammen. Ihr größter Schatz waren die sechs Kinder, die der liebe Gott ihnen geschenkt hatte. Für sie allein lebten und arbeiteten sie.

Man kann aber durchaus nicht sagen, daß die Eltern Soubirous als besonders fromm galten, ihren Christenpflichten kamen sie getreulich nach. Als sie aber noch in guten Verhältnissen lebten, nahmen sie es mit der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten nicht viel ernster, als sie es ihren Berufspflichten gegenüber taten. Aber auch in diesem Falle lehrte die Not beten. Sie rafften sich in einer solcher Weise auf, daß es ihnen zur Ehre gereicht. Sonntag für Sonntag gingen sie mit ihren Kindern zur Kirche. Das Jüngste mußte die Mutter noch auf dem Arm tragen. Ihrer österlichen Pflicht kamen sie gewissenhaft nach und gingen auch im Laufe des Jahres wiederholt zu den Sakramenten. Allabendlich — und mochten Vater und Mutter noch so müde sein — beteten sie das Abendgebet gemeinsam mit ihren Kindern. Eine Nachbarin berichtete, immer wieder habe sie abends gehört, wie eines der Kinder den Rosenkranz vorgebetet habe. Ausgerechnet war es die Stimme jenes Kindes, das einst der Ruhm der Familie Soubirous werden sollte.

Bevor wir aber berichten, muß noch ein Wort über dies begnadete Kind selbst gesagt werden.

3.

Bernadette Soubirous

wurde am 7. Januar 1844 geboren. Bereits am folgenden Tage erfolgte ihre Taufe in der Pfarrkirche durch Pfarrer Forgue, dem damaligen Dechanten von Lourdes. Zu dieser Zeit herrschte in der Boly-Mühle noch großer Wohlstand und alles war voller Freude.

Sechs Monate nach der Geburt Bernadettes war ihre Mutter nicht mehr imstande, sie länger zu nähren. In diesen Tagen starb einer Mutter in der Nachbargemeinde Batrès ihr neugeborenes Kind. Sie war auf der Suche nach einem anderen Säugling, um diesen zu nähren. Man schickte sie in die Familie Soubirous. So kam es, daß die kleine Bernadette für 15 Monate im Hause ihrer Pflegemutter Aufnahme fand.

Bernadette war als schwächliches und schmächtiges Kind zur Welt gekommen. In ihren ersten Lebensjahren entwickelte sie sich nur sehr langsam. Auch in ihrem weiteren Leben blieb sie schwächlich und anfällig. Schon damals machten sich die ersten Anzeichen jener Krankheit bemerkbar, unter der sie ihr ganzes Leben lang litt. Die Hustenanfälle waren so stark, daß sie die Folgen tagelang spürte. Unter diesen Umständen wäre es nötig gewesen, daß das Kind eine besondere Pflege und kräftige Nahrung erhalten hätte. Aber in der Familie Soubirous blieb Schmalhans Küchenchef.

Und dennoch: die Eltern Soubirous taten das in ihren Kräften Liegende, um ihrer geliebten Bernadette alles zukommen zu lassen, dessen sie bedurfte. Auch sorgte die Mutter immer wieder dafür, daß Bernadette in der kalten Jahreszeit wärmer gekleidet war, als die übrigen Kinder. Statt des Maisbreies, den die anderen erhielten, kaufte die Mutter für Bernadette gutes Brot. Wenn es die Mittel erlaubten, gab sie ihr auch etwas Wein, den sie mit Zucker versüßte. So wenig all diese zusätzliche Nahrung auch war, so wäre es dennoch ausreichend gewesen, wenn sie immer alles bekommen hätte.

Wie es nur allzu leicht verständlich ist, erweckte diese Sonderstellung den Neid ihrer Geschwister. Bei aller Liebe zu Bernadette machten sie ihr aber das streitig, was die Eltern ihr zugedacht hatten und holten es ihr in unbeachteten Augenblicken weg. Kaum, daß die Eltern das Haus verlassen hatten, um ihrer Arbeit nachzugehen, waren die Kinder außer Rand und Band. Gab Bernadette freiwillig den anderen mit, war es gut. Wehrte sie sich aber, dann ging der Kampf los, und sie verschafften sich das, was sie glaubten, es stehe auch ihnen zu. Bernadette aber liebte ihre Geschwister zu sehr, als daß sie es den Eltern gesagt hätte oder es ihnen nachtrug.

Mit zehn Jahren wurde Bernadette ein zweites Mal von ihrer Familie getrennt. Der Winter 1855 war sehr hart in den Pyrenäen. Infolgedessen herrschte große Arbeitslosigkeit. In Lourdes litt die Familie Soubirous ganz besonders darunter, daß sie kaum etwas verdienen konnte. Bernadettes Tante Bernarda, die älteste Schwester ihrer Mutter, die sich immer wieder hilfreich zeigte, nahm sie vorübergehend in ihr Haus auf und behandelte sie wie ihr eigenes Kind. Sieben bis acht Monate war Bernadette in dieser Familie. Als zu Hause die schlimmste Not behoben war, kehrte sie zu ihren Eltern zurück.

Im Sommer 1856 erschien Frau Aravant aus Bartrès, die Bernadette als Kleinkind längere Zeit im Hause gehabt hatte, bei der Familie Soubirous und bat die Eltern, ihr das Kind während des Sommers zum Viehhüten zu überlassen. Diesem Wunsche wurde um so lieber entsprochen, als Frau Aravana in all den vorausgegangenen Jahren Soubirous oft geholfen hatte und Bernadette sehr liebte.

In Bartrès leben noch viele Leute, die sich an die kleine Hirtin der Familie Aravant aus Lourdes erinnern. Durch ihr liebenswürdiges Wesen hatte sie sich rasch die Sympathie der Bevölkerung erworben.

Als Bernadette eines Tages ihre kleine Schafherde auf die Weide trieb, begegnete ihr der Ortspfarrer. Sie grüßte ihn so ehrfürchtig, daß es ihm auffiel. Er wandte sich daher beim Weitergehen wiederholt um und sah dem Kinde nach. Zu dem Lehrer Barbet, der ihn begleitete, sagte er:

"Wenn ich mir die Kinder von La Salette vorstelle, dann kommt mir unwillkürlich dieses Kind in den Sinn. So sehr gleicht es ihnen."

Der Pfarrer konnte natürlich nicht ahnen, was sich schon innerhalb kurzer Zeit ereignen werde.

Inzwischen war Bernadette 14 Jahre alt geworden, ohne die Erste hl. Kommunion zu empfangen. Sie war so klein und schmächtig, daß die Geistlichen sie für viel jünger hielten. Überdies wies man sie beim Religionsunterricht immer wieder in die letzten Bänke.

Nur Bernadettes Amme von Bartrès kannte ihr richtiges Alter. Sie war es auch, die sich der religiösen Unterweisung des Kindes annahm, wenn es im Sommer bei ihr war. Allabendlich nahm sie es beiseite und brachte ihm die Grundwahrheiten des Glaubens bei. Da Bernadette aber weder lesen noch schreiben konnte, war das keine leichte Aufgabe.

"Sie begriff meine Worte nur sehr schwer", erklärte Frau Aravant noch nach Jahren. "Immer wieder mußte ich wiederholen, was ich ihr gesagt hatte und sah mich gezwungen, von vorne anzufangen. Zuweilen aber verlor ich die Geduld und wurde so böse, daß ich den Katechismus beiseite warf und ausrief:

"Geh deiner Wege, du wirst immer ein dummes und unwissendes Mädchen bleiben."

Bernadette nahm alles schweigend hin und trug der guten Frau Aravant nichts nach. Wenn sie ganz trostlos war, griff sie zu ihrem Rosenkranz und betete diesen.

Frau Aravant war eine zu gute Christin und Hausmutter, als daß sie die Dinge einfach treiben ließ. Sie ging selbst zum Pfarrer von Bartrès und bat ihn, sich des Kindes anzunehmen. Er tat es, konnte das Werk aber nicht fortsetzen, da er von seinem Bischof die Erlaubnis erhalten hatte, in den Benediktinerorden einzutreten und schon bald Bartrès verließ. Vor seinem Weggang legte er Frau Aravant ans Herz, dafür zu sorgen, daß Bernadette bei ihrer Rückkehr nach Lourdes regelrechten Religionsunterricht durch die dortige Geistlichkeit erhalte, um schon alsbald die Erste heilige Kommunion zu empfangen. Frau Aravant kam diesem Auftrag getreulich nach, als sie Bernadette in den ersten Januartagen des Jahres 1858 wieder zu ihren Eltern nach Lourdes zurückbrachte.

4.

Inzwischen sind viele Jahre vergangen.

Ich will versuchen, ein möglichst getreues Bild zu geben, wie die Umgebung der Grotte von Massabielle zur damaligen Zeit aussah.

Die Grotte selbst befindet sich in der Talmulde von Lourdes, auf der linken Seite des Gave, etwa 600 bis 700 Meter von der Stadt entfernt. Kommt man aus der Stadt, dann wendet man sich dem sogenannten "Waldweg" zu. Bevor man aber an die Grotte selbst gelangt, muß man einen Weg gehen, der auf der rechten Seite von einer Hecke und auf der linken Seite von dem ansteigenden felsigen Gelände eingesäumt ist. Im Hintergrunde breitet sich eine große Weidefläche aus, die nach dem Berge hin ansteigt und Wald umsäumt ist.

Die Wintermonate des Jahres 1857/58 verliefen ohne ein besonderes Ereignis. Alles ging seinen gewohnten Gang.

Plötzlich wurde das anders: von Mund zu Mund verbreitete sich die Kunde, an der Grotte von Massabielle habe sich etwas Eigenartiges zugetragen. Niemand aber wollte so recht mit der Sprache heraus.

Man erzählte sich, die Tochter eines ehemaligen Müllers aus Lourdes, fast noch ein Kind, mit Namen Bernadette, habe mit anderen Kindern in der Nähe der Grotte von Massabielle Holz gesammelt. Plötzlich sei ihr eine wunderschöne Dame mit einem Rosenkranz in der Hand in der von Sträuchern umgebenen Felsennische erschienen und habe ihr liebevoll zugelächelt.

Jedermann fragte sich, wie sich ausgerechnet an diesem abgelegenen Ort etwas Derartiges ereignen könne. Man wunderte sich aber auch, daß diese wunderschöne Dame als Schmuck einen Rosenkranz trug. Das Volk aber war anderer Meinung: mit feinem Gespür erriet es, daß es sich nur um die Gottesmutter handeln konnte. Und es irrte sich nicht.

Wie schon gesagt, ging anfangs die Kunde nur von Mund zu Mund und vielfach im geheimen. Überall sah man zwei oder drei Frauen aus dem Volk zusammenstehen und tuscheln. Noch war keine öffentliche Angelegenheit daraus geworden, als man erfuhr, Bernadette gehe jeden Morgen zum Erscheinungsort.

Einige Nachbarsfrauen ließen es sich nicht nehmen, ebenfalls dahin zu gehen. Sie kamen begeistert zurück. Von Tag zu Tag wuchs die Zahl derer, die Bernadette zum Erscheinungsort folgten. Sie waren tief beeindruckt. Schließlich hatte die Kunde von dem Ereignis die ganze Stadt erfaßt. Allgemein sprach man von einem Wunder. Morgen für Morgen zogen viele Menschen von Lourdes, Männer und Frauen, zu dem Felsen von Massabielle.

Während sich das Volk in Bewunderung und Lobesworten über das erging, was es an der Grotte wahrnahm und hörte, gab es in Lourdes einen Kreis von Männern, die alles besser wissen wollten. Sie wahrten von der ganzen Sache Abstand und bezeichneten sie als ein Hirngespinst.

Bei diesen Männern handelte es sich um die Gebildeten von Lourdes. Für sie war das Ganze von vornherein abgetan. Sie fanden es nicht einmal der Mühe wert, der Angelegenheit die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, weil sie jedes übernatürliche Eingreifen als abwegig bezeichneten. Es handelte sich bei dem Kinde gewiß nur um eine krankhafte Phantasie, die ihm allerlei vorgaukele und wovon kein Wort wahr sein könne.

Auch ich gehörte zu diesem Kreis von Männern und teilte ihre Anschauung. Um dem Leser ein Bild meiner inneren Einstellung zu geben, muß ich ihm schon Einzelheiten sagen:

Ich wohnte damals in Lourdes, wo ich als Steuereinnehmer tätig war. Eine meiner Schwestern, die mir den Haushalt führte, und zeitlebens an meiner Seite blieb, war schon bei mir.

Da ich noch relativ jung war, kümmerte ich mich kaum um mein Seelenheil. Meine Schwester aber wurde nicht müde, mir immer wieder meine religiösen Pflichten ins Gedächtnis zu rufen und darauf hinzuweisen, daß wir einer gläubigen Familie entstammen. Gott sei Dank hatte ich den Glauben nicht verloren, aber er war von Vorurteilen getrübt, die mir den klaren Blick raubten.

Was die Wunder anbelangt, so glaubte ich wohl an die im Evangelium berichteten Wunder, aber alles andere lehnte ich ab. Es war für mich nichts anderes als Geschwätz und Einbildung.

Man kann sich also vorstellen, in welcher Geistesverfassung ich mich befand, als sich die Ereignisse an der Grotte von Massabielle vollzogen.

Eines Tages kam meine Schwester aus der Stadt heim und trat in mein Büro mit den Worten:

"Hast du noch nichts gehört von dem, was man sich in der Stadt erzählt? Man sagt, die Gottesmutter sei einem Kinde in einer Grotte in der Nähe des Gave erschienen."

"Das ist ja geradezu romantisch", gab ich meiner Schwester zur Antwort und fuhr mit meinen Eintragungen in das Register fort.

Da meine Schwester feststellen mußte. daß diese Sache auch nicht den geringsten Eindruck auf mich machte, ging sie ihre Wege. Im Verlauf des Tages wurde zwischen uns beiden kein Wort mehr über diese Sache gewechselt.

Es war am folgenden oder übernächsten Morgen in aller Frühe. Ich lag noch zu Bett. Plötzlich öffnete meine Schwester die Türe meines Schlafzimmers einen Spalt und sagte:

"Mein Lieber, es scheint aber doch ernst zu sein mit dem, was ich dir gestern erzählte. Die Erscheinung hat wirklich stattgefunden. Frau Millet, unsere Nachbarin, die die Seherin an die Grotte begleitete, erklärt, daß außergewöhnliche Dinge an der Grotte von Massabielle geschehen . . ."

Als meine Schwester weiter redete, drehte ich mich in meinem Bette um und erklärte ihr brüsk:

"Laß mich doch endlich schlafen!"

5.

In Lourdes gab es zur damaligen Zeit einen Kreis, in dem sich angesehene Bürger der Stadt von Zeit zu Zeit trafen: Rechtsanwälte, Ärzte, Notare, Stadtverordnete, Rentner und höhere Beamte aller Verwaltungszweige.

Bei unserer nächsten Zusammenkunft erzählte ich den Herren, von denen ich wußte, daß sie meine Anschauungen teilten, was ich vorstehend dargelegt habe. Auch ihnen sollte es bald so ergehen, wie es mir im Laufe der Entwicklung ergangen ist.

Anfangs waren wir übereinstimmend der Meinung, die ganze Sache scharf ablehnen zu müssen. Alles was uns über die Vorgänge an der Grotte berichtet wurde, kam uns nichtig, kindisch und lächerlich vor. Wir zuckten die Achseln darüber.

So sehr wir uns auch mühten, hinfort zu schweigen — es gelang uns einfach nicht.

Schließlich verwickelten wir uns in Widersprüche und konnten den Anschauungen der gläubigen Menschen nur noch Hypothesen entgegensetzen.

Kein Wunder, daß einer nach dem andern selbst zur Grotte ging, um sich ein Bild zu machen. Was konnte unsereinem dabei schon passieren! Unser Urteil stand ja ohnehin fest.

Dabei erging es uns der Reihe nach so wie Saulus auf dem Wege nach Damaskus.

Unter denjenigen, die sich als erste geschlagen gaben, müssen genannt werden:

Der ehemalige Militär-Intendant de LaFitte, der Gerichtspräsident Fougat, Rechtsanwalt Dufot, der Arzt Dozout, der Tabakgroßhändler Lannes und der frühere Militär-Veterinär Germain. Noch manche andere Namen könnte ich anführen, aber das wäre zu weitschweifig. Schließlich mußte auch ich die Waffen strecken. Und da ich diese Zeilen in meinem Alter schreibe, danke ich dem lieben Gott für den dreimal glücklichen Tag, da auch ich zur richtigen Erkenntnis kam.

Zusammenfassend kann ich sagen: vom ersten Augenblick der Erscheinungen an war die einfache Bevölkerung von Lourdes von dem übernatürlichen Charakter der Erscheinungen an der Grotte überzeugt. Die gebildeten Schichten waren schwerer zu überzeugen. Sie standen einander scharf abgegrenzt gegenüber: diejenigen die selbst bei den Erscheinungen zugegen waren und sich gläubig beugten und jene, die es ablehnten, sich an die Grotte zu begeben und in ihrer Verstocktheit verharrten. Letztere, es waren etwa dreißig, verbohrten sich im Laufe der Zeit immer mehr in die Gedankengänge. Sie wollten nichts von dem Ganzen wissen, bis die Wunder und sonstige Wohltaten, die sich durch die Mittlerschaft der Gottesmutter in Lourdes vollzogen, auch sie gläubig in die Knie sinken ließen.

6.

Wenden wir uns dem eigentlichen Geschehen zu.

Wie ich schon berichtet habe, fand die erste Erscheinung am Donnerstag, den 11. Februar 1858, mittags zwischen zwölf und halb ein Uhr statt.

Aber überlassen wir es der Seherin selbst, weiter zu berichten. Ich will es in ihrer rührenden und schlichten Sprache erzählen, wie ich es zehn-, zwanzig-, ja vielleicht sogar hundertmal Wort für Wort gehört habe. Da Bernadette nur den in Lourdes gesprochenen Dialekt verstand und sprach, sei ihr Bericht in der französischen Schriftsprache wiedergegeben:

"Es war am Fetten Donnerstag. Draußen war es kalt und trübe. Nachdem wir zu Mittag gegessen hatten, sagte Mutter uns, wir hätten kein Holz mehr im Hause und sie sei darüber betrübt. Meine Schwester Toinette (später nannte man sie Maria und hinfort wird sie auch so genannt. D. H.) und ich boten uns an, um ihr Freude zu machen, abgefallene Äste am Ufer des Flusses suchen zu gehen. Die Mutter sagte nein, weil das Wetter so schlecht war und wir in den Gave fallen könnten. Johanna Abadie, unser Nachbarskind und unsere Freundin, die auf ihr Brüderchen achtgab, hatte Lust, mit uns zu gehen. Sie trug den Kleinen nach Hause, kam

gleich darauf zurück und sagte, sie habe die Erlaubnis, mit uns zu gehen.

Wir mußten unsere Mutter nochmals darum bitten. Weil wir jetzt zu dreien waren, erlaubte sie es uns. Wir machten uns auf den Weg. Zunächst gingen wir auf der Straße zum Friedhof. Dort wurde öfters Holz abgeladen und man fand manchmal viel Abfall. An diesem Tage aber lag nichts da. Wir gingen den Abhang hinunter, der zum Gave führt. Als wir zur alten Brücke kamen, überlegten wir uns, ob wir aufwärts oder abwärts am Gave entlang gehen sollten. Wir entschlossen uns, flußabwärts zu gehen und folgten dem Waldweg bis zur Merlasse. An der Möhle von Savy erreichten wir die Wiese des Herrn de La Fitte.

Nachdem wir diese überquert hatten, befanden wir uns ungefähr gegenüber der Grotte von Massabielle und wurden durch den Mühlenkanal am Weitergehen gehindert. Da die Mühle stillstand, war die Strömung nicht stark, aber das Wasser war eisig, und ich fürchtete mich, hindurchzugehen. Johanna Abadie und meine Schwester waren nicht so furchtsam. Sie nahmen ihre Holzschuhe in die Hand und wateten hindurch. Als sie auf der anderen Seite angekommen waren, schrien die beiden Wildfänge vor Kälte und rieben sich die Füße warm. Das machte mich noch ängstlicher, und ich hatte das Gefühl, mein Asthma komme wieder, wenn ich durch das Wasser gehe. Deshalb bat ich Johanna Abadie, die größer und stärker war als ich, zu kommen und mich auf ihren Schultern hinüberzutragen.

“O nein, was glaubst du wohl”, erwiderte Johanna, “du bist zu zimperlich und langweilig. Wenn du nicht selbst kommen willst, dann bleibe wo du bist.”

Als die beiden einige Holzstücke gesammelt hatten, verschwanden sie am Gave. Sobald ich allein war, warf ich Steine ins Wasser, um darüber gehen zu können. Aber das nützte nichts. Es blieb mir nichts anderes übrig, als meine Holzschuhe auszuziehen und den Kanal so zu durchwaten, wie Johanna und meine Schwester es getan hatten.

Ich war im Begriff meinen ersten Strumpf auszuziehen, da hörte ich ein starkes Rollen, als donnere es. Ich schaute nach rechts und nach links, über die Bäume am Ufer hinweg, aber es rührte sich nichts. Ich glaubte, ich hätte mich getäuscht. Ich fuhr also fort, die Strümpfe auszuziehen. Da hörte ich ein neues Rollen, ähnlich dem vorausgegangenen. Furcht ergriff mich, und ich richtete mich auf. Ich fand kein Wort mehr und vermochte nicht mehr zu denken.

Als ich meinen Kopf der Grotte zuwandte, sah ich in einer Öffnung des Felsens einen einzigen Strauch sich bewegen; es fegte ein starker Sturm darüber hinweg. Fast in demselben Augenblick erschien in der Grotte eine goldgelbe Wolke, kurz darauf eine junge schöne Dame — besonders schön, so außergewöhnlich schön, wie ich keine mehr gesehen habe, und stellte sich an den Eingang der Öffnung über dem Strauch. Alsbald schaute sie mich an, lächelte mir zu und gab mir ein Zeichen, näher zu kommen, als sei sie meine Mutter.

Die Furcht war gewichen. Ich wußte nicht mehr wo ich war und rieb mir die Augen. Ich schloß sie und öffnete sie wieder. Die Dame war immer noch da und fuhr fort, mir uzuzulächeln. Sie ließ mich verstehen, daß ich mich nicht täusche. Ohne zu wissen, was ich tat, nahm ich meinen Rosenkranz aus der Tasche und kniete nieder. Durch ein Kopfnicken billigte sie mein Verhalten und hatte selbst einen Rosenkranz bei sich, den sie an ihrem rechten Arm trug. Als ich beginnen wollte, den Rosenkranz zu beten und meine Hand zur Stirne führen wollte, blieb mein Arm steif, als sei er gelähmt. Erst als die Dame das Kreuz gemacht hatte, konnte ich es gleich ihr tun. Die Dame ließ mich ganz allein beten. Sie ließ wohl durch die Finger die Perlen des Rosenkranzes gleiten, aber sie sprach nicht, und erst am Ende eines Gesetzes sagte sie mit mir: “Gloria Patri, et Filio, et Spiritui Sancto.”

Als der Rosenkranz zu Ende war, trat die Dame in das Innere des Felsens zurück und die goldene Wolke verschwand mit ihr.”

Kaum konnte die Seherin sich auf der Straße zeigen, ohne von jemanden angeredet zu werden, um sich eine genaue Beschreibung der geheimnisvollen Dame geben zu lassen. Schlicht und einfach erklärte sie immer wieder:

“Sie sah aus wie ein junges Mädchen von sechzehn oder siebenzehn Jahren. Sie trug ein weißes Kleid und als Gürtel ein blaues Band, das über das Kleid herabfiel. Auf dem Haupte trug sie einen weißen Schleier, so daß man ihr Haar kaum sehen konnte. Dieser Schleier fiel nach rückwärts bis unter die Taille. Ihre bloßen Füße waren von den unteren Falten ihres Kleides bedeckt. Nur an den beiden Fußspitzen erglänzten zwei gelbe Rosen.”

Und Bernadette berichtete weiter:

“Kaum war die Dame weg, da kamen Johanna Abadie und meine Schwester zur Grotte zurück und fanden mich auf demselben Platz kniend, an dem sie mich zuvor verlassen hatten. Sie machten sich lustig über mich, nannten mich einen Dummkopf und fragten, ob ich nun mit ihnen durch das Wasser zurückwolle oder nicht. In diesem Augenblick kostete es mich keinerlei Überwindung, es zu tun. Das Wasser kam mir lauwarm wie Spülwasser vor.”

“Ihr hättet aber vorhin wirklich nicht zu schreien brauchen”, sagte ich zu Johanna und Maria, während sie mir die Füße abtrockneten: das Kanalwasser ist ja gar nicht so kalt, wie Ihr es mir vortäuschen wolltet.”

“Dann bist du aber fein heraus, wenn du glaubst, das Wasser sei nicht kalt. Wir sind anderer Meinung.”

Dann banden wir unsere drei Bündel mit Zweigen und Abfallholz zusammen, die die beiden gesammelt hatten. Wir gingen miteinander den Abhang von Massabielle hinauf und kamen zum Waldweg. Als wir in die Nähe der Stadt gelangten, fragte ich Johanna und Maria, ob sie nichts an der Grotte wahrgenommen hätten.

“Nein”,erwiderten beide. “Warum fragst du so?”

“Oh, es ist schon gut”, sagte ich gleichgültig.

Bevor wir zu Hause ankamen, erzählte ich meiner Schwester Maria die außergewöhnlichen Dinge die mir an der Grotte begegnet waren, bat sie aber, nicht darüber zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Bursen für Priesterstudenten

Allen Freunden unserer Priesterstudenten-Bursen ein gnadenreiches, gottgesegnetes Osterfest! Seit dem Tage der Auferstehung Christi gibt es in den Herzen der Gläubigen auch immer wieder die herrliche Auferstehung der Tugend der Liebe und des Wohltuns den anderen. Seit Christus, die Liebe, auferstanden, ist auch die Liebe zu Gott auferstanden in den Herzen vieler. Sie dienen ihrem Gott in liebender Anbetung und liebender Tat für den Nächsten. Gott segne sie alle! Aus Osterdank an Gott wollen wir weiter beten und opfern für eines der schönsten Werke der Kirche Christi auf Erden: Für das Werden immer neuer Priester, die hinausgehen können um zu verkünden und zu verteilen unter den Menschen die ewigen Ostergnaden der Erlösung.

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,124.87
John Novokowsky, Saskatoon, Sask.	3.00
Mr. & Mrs. Joseph Weiss, Pilger, Sask.	3.00
	$2,130,87

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$1,194.50
Miss Anni, Venice, Calif.	5.00
Pauline Bretell, Regina, Sask.	10.00
	$1,209.50

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$7,279.51
Ein Leser, Kitchner, Ont.	2.00
Nick Weisgerber Sr., Schuler, Alta.	3.00
Ben Weisgerber, Schuler, Alta.	2.00
Eine Leserin, Tribune, Sask.	5.00
Mrs. John Reis, Provost, Alta.	1.00
John Bergman, Langenburg, Sask.	1.00
Martin & Paulina Volk, Schuler Alta.	2.00
Ein Leser,	2.00
Mrs. Anton Klein, Holdfast, Sask.	1.00
	$7,298.51

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

St. Wynfrid Auslandbücherstube
BEUHL / RHEIN
Beethovenstraße 14
Germany

Fritz von Herzmanovsky-Orlando, **Der Gaulschreck im Rosennetz.** Roman. 180 Seiten mit 23 Zeichnungen des Verfassers. Leinen DM 12.80

"Das letzte Genie barocken österreichischen Humors" nannte die "Weltwoche" den Biedermeier-Dichter. Ein heiteres Buch, nicht ohne Tiefsinn, dessen Verfasser an Nestroys pessimistisch gefärbte Heiterkeit erinnert.

Czeslaw Milosz, **Tal der Issa.** Roman. Aus dem Polnischen von Maryla Reifenberg. 276 S. Leinen ca. DM 15.80

An der Grenze zwischen Polen und Litauen ist der Schauplatz dieses Romans, worin der Autor aus eigener Erinnerung von der unberührten Jugend eines Bauernjungen erzählt. Ein stilles, aber echtes, ein dichterisches Werk, dessen Schönheit und Zauber sich dem Lesenden wie von selbst erschließen.

Nicolai Lesskow, **Die Priester von Stargorod.** Eine Chronik. Aus dem Russischen von R. v. Walter. 424 Seiten. Leinen DM 13.80

Der sonst unter dem Titel "Die Klerisei" bekannte Roman ist ein Hauptwerk des großen russischen Erzählers, worin am Beispiel des Geschehens in einer russischen Kleinstadt die Auseinandersetzung zwischen Gläubigkeit und Materialismus vorausgenommen ist.

Alistair Maclean, **Die Männer der Ulysses.** 381 S. DM 7.80

Der berühmte Seekriegsroman, dem man nur mit starker menschlicher Sympathie begegnen kann, liegt nun auch in einer preiswerten Sonderausgabe der "Bücher der Neunzehn" vor.

Joachim Maas, **Kleist, die Fackel Preußens.** Bericht eines Lebens. 452 Seiten. Leinen DM 16.80

Diese großangelegte romanhafte Biographie des deutschen Dichters wurde mit Recht von der Kritik als eine der besten ihrer Art hervorgehoben.

Kurtmartin Magiera, **Ich heiße nicht Robertino.** 248 S. Leinen DM 10.80

Der junge Autor Magiera tritt mit diesem Buch zum erstenmal an die Öffentlichkeit. Er schildert den Lebensweg eines heimatlosen jungen Menschen, der in den Wirren der Kriegszeit in ein französisches Waisenhaus gelangt, flieht und durch Frankreich über Algier nach Amerika gelangt. Robertino wird zum Vertreter mancher jugendlicher Schicksale in unserer Zeit. Bei aller Realistik der Schilderung — knapp und vor allem im Stil beachtenswert — ein sauberes Buch, dem wir ein weites Interesse voraussagen.

Perelandra. Ein Roman. 308 S. Leinen DM 16.80

Die beiden philosophischen Romane des englischen Schriftstellers haben die Planeten Mars und Venus zum Schauplatz, wohin jeweils Weltraumfahrer von der Erde aus starten. Damit öffnet Lewis neue Perspektiven des Menschlichen und des Geistes. Der Leser bewundert die Phantasie und Gedankenfülle des Autors, der die Ahnung einer sonst unfaßbaren Überwelt so seltsam erregend vermittelt.